Meyer's

Groschen-Bibliothek

der

Deutschen Classiker.

Eine Anthologie in 300 Bändchen.

Zweihundertfünfundzwanzigstes Bändchen.

Ludwig Rellstab.

Meyer's

Groschen-Bibliothek

der

Deutschen Classiker

für alle Stände.

(„Bildung macht frei!“)

Zweihundertfünfundzwanzigstes Bändchen.

Anthologie

aus

den Werken

von

Ludwig Rellstab.

Mit Biographie.

Hildburghausen:
Druck vom Bibliographischen Institut.
New York: Herrmann J. Meyer.

Biographische Skizze.

✝ 28. XI. 60 [illegible] 61 [illegible]

Ludwig Rellstab,

als Romanschriftsteller einer der Lieblinge des lesenden Publikums, wurde zu Berlin am 13. April 1799 geboren. Sein Vater, Joh. Karl Fr., war Musikalienhändler, und selbst als Komponist und musikalischer Schriftsteller seiner Zeit rühmlich bekannt. Nach dem väterlichen Willen sollte der Sohn gleichfalls sich der Kunst des Tons widmen. Der Ruf des Vaterlandes — seine Jugend fiel in die große Zeit der Befreiungskriege — drang indessen zu mächtig in sein Herz und gleich Tausenden seiner Genossen verließ auch er 1815 die Schule, um als Freiwilliger den Fahnen des preußischen Heeres zu folgen. Wegen Kurzsichtigkeit und körperlicher Schwäche zurückgewiesen, trat Rellstab in die Kriegsschule seiner Vaterstadt, wurde Offizier in der Artillerie und dann Lehrer der Mathe-

matik und Geschichte an der Brigadeschule. Im Jahre 1821 verließ er den Militärstand, da er seine Untauglichkeit zu demselben einsah, lebte abwechselnd in Frankfurt a. d. O., Dresden, Heidelberg und Bonn und ließ sich endlich 1823 in Berlin als Privatgelehrter bleibend nieder. Seine „Henriette, die schöne Sängerin", Leipzig 1827, eine satyrische Tagesgeschichte, ward vom Gerichte als Pasquill bezeichnet und zog ihm mehre Monate Gefängniß in Spandau zu. Später übernahm er die Redaktion der „Voß'schen Zeitung" in Berlin, in welcher er besonders die musikalischen Artikel lieferte. Seine fortwährende heftige Polemik gegen Spontini, in dessen musikalischer Oberleitung des berliner Theaters er den Untergang der deutschen klassischen Musik sah, brachte ihm abermals 6 Wochen Haft. Sein Vermögen verlor er durch die Lauesche Buchhandlung, zu deren Errichtung er dasselbe 1823 hergegeben.

Rellstabs „Gesammelte Schriften" erschienen Leipzig 1843 — 44, 12 Bde., eine „Neue Folge" seit 1846. Unter seinen Romanen und Novellen, die meist durch gute Erfindung und gewandte Darstellung ansprechen, ist am berühmtesten der Roman „1812" (Leipz. 1844) geworden, aus dem wir einige der beredtesten und ergreifendsten Schilderungen mittheilen. Auch im Drama hat sich Rellstab versucht; wir erwähnen u. A. das Trauerspiel „Guaen Aram", das im Gefängniß entworfen und 1839 aufgeführt wurde, und das Schauspiel „Ein Feldlager in Schlesien", das er 1844 zur Eröffnung des neuen Opernhauses in Berlin schrieb.

Ausgewählte Gedichte.

Luftschlösser.

Ein Ritter ritt durch's düst're Thal
Auf öden Felsenstegen,
Ihm lächelte kein Sonnenstrahl
Mit mildem Glanz entgegen.
Kaum durch der Lüfte engen Spalt
Sah er die Wolken streichen;
Ach, dacht' er, möchte ich doch bald
Die freien Höh'n erreichen!

Und unabsehbar läge fern
Die Landschaft ausgebreitet;
Mit gold'ner Hoffnung winkt der Stern,
Der mich durch's Leben leitet,
Wo kuppelreich die Stadt erglänzt,
Werd' ich mein Glück begründen,
Im Schloß, von Gärten reich bekränzt,
Die Braut, die schönste, finden.

Horch auf! Welch' lieblichen Gesang
Hör' ich verwundernd tönen?
Vom Hüttchen an, am Felsenhang
Erklingt das Lied der Schönen. —

Der Ton dringt tief in seine Brust
Mit wunderbarem Regen,
Er fühlt von süßer Liebeslust
Den Busen sich bewegen. —

Und näher zieht es ihn heran
Und lockt unwiderstehlich;
Sie blickt ihn hold und liebend an,
Wie war er überselig!
Da war's um hohen Glanz geschehn,
Er hing an Liebchens Munde;
Ließ Königsstadt und freie Höhn
Und wohnt im Felsengrunde.

Lied.

Ich saß im Grünen, am klaren Bach,
Und blickte träumend den Wellen nach,
Und Blumen schauten so tief hinein:
Wie muß es so selig dort unten seyn!

Und Strahlen glänzten durch Wipfel grün,
Ich sah am Himmel die Wölkchen zieh'n,
Sie zogen freundlich im Sonnenschein:
Wie muß es so selig dort oben seyn!

Da stand er vor mir so morgenschön,
Kaum wagt' ich bebend ihn anzuseh'n.
Sein Auge strahlt so tief und rein:
Wie könnt' ich so selig auf Erden seyn!

Frühlingslied.

Grünen und blühen Auen und Felder,
Brausen und rauschen Wasser und Wälder,
Heben und weben Tiefe und Höh',
Aeugeln und lächeln Himmel und See!

Wellen und Lüfte Flügel bewegen,
Knospen und Blüthen Sonne entgegen!
Grüßen dich alle, goldenes Bild,
Tief mit Entzücken trunken gefüllt.

Seliger Frühling, duftiges Wehen,
Konnte dich nimmer, nimmer verstehen,
Jetzt lebst du selber mir in der Brust,
Nun erst begreif' ich Schmerzen und Lust.

Alle die Knospen, alle die Triebe
Schwellet die trunkene, selige Liebe,
Sie ist des Frühlings Leben und Luft,
Sonne und Seele glücklicher Brust!

Ruh und Kühlung.

Ich war schon lang' gewandert
Im glüh'nden Sonnenschein,
Da kehrt' ich heiß und durstig
Im Winzergarten ein. —

„Hier in der Rebenlaube,
Wie duftig, kühl und grün!
Und wie aus breiten Blättern
Die Trauben purpurn glüh'n!

„Du schlankes Mägdlein dorten,
Willst du mir freundlich seyn,
So reiche mir zur Kühlung
Frisch labend gold'nen Wein."

Da nahte sie sich schwebend,
Anmuthig, jung und hold,
Und netzte ihre Lippen
Im flüssig hellen Gold.

Und wie sie mir krebenzend
Den Becher freundlich reicht,
D'rauf wieder schnell verschwindend
Sich sittsam liebreich neigt —

Hab' ich den Wein beneidet
An ihres Mundes Rand,
Den hellgeschliff'nen Becher
In ihrer zarten Hand.

Was hatt' ich armer Wand'rer,
Zuvor so froh und leicht,
Was hatt' ich dort im Garten
Gewonnen und erreicht?

Ich wollt' im Schatten ruhen,
Des Tages Gluth entflieh'n,
Jetzt fühl' ich ruhlos pochend
Den Busen brennend glüh'n.

Kann mich auch nicht mehr kühlen
Durch Rast bei'm frischen Wein;
Es müßte ganz ein and'res
Liebholdes Ruhen seyn!

Kaiser Maximilian.

Es tönen die Hörner, sie laden zur Jagd
Die kecken, die muntern Gesellen.
Schon hebt sich die Sonne in funkelnder Pracht,
Es leuchten die Gipfel, die hellen,
Die schneeumglänzten, in rosiger Gluth
Aus blauer, tief ruhiger Himmelsfluth,
Die rings, wie mit heiligen Wogen,
Die reichen Gefilde umzogen.

Auf muthigem Roß, durch die thauige Flur
Fliegt die Schaar im fröhlichen Zuge;
Kaum rühret die Halmen des Hufes Spur
Leicht streifend im tanzenden Fluge.
Es schimmern die Waffen, die Feder schwankt,
Die Spornen klirren, die Schärpe prangt,
Und seht, wie der Vorderste blitzet,
Wie stattlich zu Rosse er sitzet.

Der Führer? Das mein' ich! Ein edler Sproß
Von Habsburgs Stamme gezeuget,
Der führet die Waffen, der sitzet zu Roß,
Das männiglich staunend sich beuget.
Wo Maximilian, die Zügel verhängt,
Hinein in die blitzenden Lanzen sprengt,
Da folgen mit Jauchzen die Freunde
Und es weichen die zitternden Feinde.

So führet er jetzo zum Jagen sie an
Im Dunkel der nachtenden Forsten;
Sie folgen des Gemsbock's gefährlicher Bahn
Bis wo einsame Adler nur horsten.
Der Schütz nimmt des gähnenden Abgrunds nicht wahr,
Ihn schreckt nicht des schwindelnden Sturzes Gefahr,
Nicht des Sprunges Tod bringendes Wagen,
Ihm gilt es den Preis zu erjagen.

Und voran der Kaiser; bald läßt er den Zug
Zurück in verschwindender Weite;
Ein Gemsthier verfolgt er mit schnaubendem Flug,
Er hofft es sich sicher zur Beute.
Schon sieht er sich hoch auf dem felsigen Grat,
Rauh starren die Klippen, es schwindet der Pfad,
Das Roß kann ihm ferner nicht nützen,
Es hemmt nur den eifrigen Schützen.

D'rum schwingt er sich ab, und den Bogen gespannt,
Den Blick auf die Beute gerichtet,
Ersteigt er die schroff aufthürmende Wand
Wohin sich die Gemse geflüchtet.
Schon steht sie vor ihm, schon legt er an,
Da wagt sie den Sprung, und auf höherer Bahn
Sieht der Kaiser sie leichtfüßig fliehen
Und folgt ihr mit rastlosem Mühen. —

Laß ab, o Kaiser von waglicher That,
Eh' der Rückweg sich grausend verschließet,
Schon Mancher versäumte den warnenden Rath
Und hat es mit Schrecken gebüßet.
Wo schauerlich einsam die Klippe ragt,
Dahin hat kein Helfer sich rettend gewagt;
Und stünde zum Preis Deine Krone,
Mich lüstete nicht nach dem Lohne.

Vergebens! Die muthig entzündete Lust
Treibt vorwärts, die Beute zu jagen;
Nicht ahnend die ritterlich schlagende Brust
Das Tod verhängende Wagen.
„Nur noch diese Klippe aufschwingend hinan,
Dann sperren vermauernde Felsen die Bahn,
Dann kann sie nicht ferner entrinnen,
Mein Pfeil muß die Beute gewinnen.

„Triumph! Hier steh' ich, nun will ich sogleich
In's Herz dich tödtend verwunden!" —
Doch wie? der Kaiser steht schreckenbleich?
Und der Gemsbock ist verschwunden?
Und hier war kein aufwärts leitender Steg,
Und rückwärts sperrte der Jäger den Weg!
Jetzt ahn' ich's mit grauendem Beben,
Daß ihn furchtbare Mächte umweben.

Sie lockten herauf ihn mit täuschendem Wahn,
Der das Auge betrübend verblende,
Und nun sperrt rückwärts der Abgrund die Bahn
Und vornen jäh steigende Wände.

Hier wird dir von Menschen nicht Rettung gebracht,
Hier bricht sich des Kaisers allherrschende Macht;
Hier mußt auf den Himmel du bauen,
Oder finstern Gewalten vertrauen!

So stand der Kaiser auf einsamer Höh'
Und blickte mit Grausen hernieder:
„So weit ich mit schweifendem Auge seh'
So weit bin ich Herr und Gebieter!
Und nun steh' ich hier auf dem nackten Gestein,
Auf des Fußes Breite beschränkt und allein,
Und mit allen Schätzen und Spenden
Kann ich das Verhängniß nicht wenden.

„Ein größerer Herrscher gebietet hier,
Dem Alles in Demuth sich neiget.
Das Eine nur dienet zum Heile mir:
Auch ich hab' ihm stets mich gebeuget.
Demüthiglich hab' ich es stets bekannt,
Das Scepter führ' ich durch Gottes Hand;
So kann ich denn jetzt auch mich fassen,
Es wird mich der Herr nicht verlassen.

„Er sendet uns rettend die Hülfe herbei,
Wir wissen nicht wie noch von wannen,
Er bleibt uns bei jeglichem Werke getreu,
Das wir auf ihn hoffend begannen.
So kann denn auch mir noch hier oben allein
Die Rettung und Hülfe beschieden seyn,
Er kann mit den liebenden Meinen
Noch heute mich wieder vereinen." —

So kehrt ihm der Trost in die Seele zurück,
Und er spähet hinaus durch die Fluren;
Es suchet sein sehnend forschender Blick
Der Freunde Trost bringende Spuren.
Und siehe, tief unten im schattigen Thal,
Da windet der Pfad sich hell und schmal,
Und den Wand'rer sieht er schreiten;
„Er kann mir die Rettung bereiten!"

Ein Geschoß ergreift er in hastiger Eil'
Und heftet den Ring an zum Zeichen,
Entsendet vom schwirrenden Bogen den Pfeil,
O, möcht' er den Wand'rer erreichen!
„Ha sieh, wie er stutzt und nach oben blickt
Und d'rauf sich nieder zur Erde bückt!
Der Herr ließ das Zeichen ihn finden,
Er wird deine Drangsal verkünden."

D'rauf harret der Kaiser erwartend bang,
Ob Rettung ihm nirgend erscheine;
Und horch! da tönet der Hörner Klang
Herauf aus dem schweigenden Haine.
Und bald dringt der jagenden Freunde Chor
Im schwarzen Gewimmel verworren hervor;
Sie sammeln sich Alle und spähen
Hinauf nach den felsigen Höhen.

Schnell lässet der Kaiser den tönenden Laut
Des Hornes begrüßend erklingen,
Und wie sie betroffen emporgeschaut,
Die Schärpe, die wehende, schwingen;
Und lässet sie flattern vom Felsen herab,
Es tragen die Lüfte sie milde hinab,

Sie sinkt auf die Matten hernieder,
Und die Freunde erkennen sie wieder.'

Da faßt sie der Wehmuth unendlicher Schmerz
Und sie steh'n und weinen und klagen:
„Es ist unser Kaiser! Das muthige Herz
Verführt ihn zu tödtlichem Wagen.
Dort weilt er auf wolkigem Felsenrand,
Dahin reicht, ach, keines Sterblichen Hand!
Wir können nur flehen und beten,
Der Herr reich' ihm Trost in den Nöthen."

Doch ein Greis mit erbleichendem Silber-
haar
Tritt hervor aus der Trauernden Kreise;
Und er spricht zu der wehmuthverwirrten
Schaar
Auf männlich sich fassende Weise:
„Der Herr dort oben soll Zeuge mir seyn,
Gern möcht' ich die Tage dem Kaiser weih'n,
Die wen'gen, die noch mir beschееret,
Wenn ihm würde Rettung gewähret.

„Doch ist es ein eitel vergebliches Fleh'n,
Uns kann keine Hülfe gelingen;
Nur Gott, der gethürmt diese mächtigen Höh'n,
Nur er kann die Rettung ihm bringen.
So denket denn einzig der Seele Noth,
Und laßt unserm Fürsten das heilige Brod
Und den Kelch, den sühnenden, spenden
Aus Priesters geweiheten Händen."

Da hemmt ihm die strömende Thräne das Wort —
Es konnte sie Keiner bezwingen;
Still trauernd zogen sie langsam fort,
Den Priester zur Stelle zu bringen.
Und oftmals wendet der sehnende Blick
Hinauf zu den Höhen sich bang zurück,
Fast brechen die männlichen Herzen
Vor Liebe und bittersten Schmerzen. —

Der Kaiser auf einsamer Felsenwand
Er sieht seine Freunde verschwinden,
Und ahnend hat er es bang erkannt:
„Das kann dir nichts Gutes verkünden!
Verbirg dir's nicht länger, — du hast gelebt!
Doch wie du noch nie vor dem Tode gebebt,
So fasse auch jetzt dich im Glauben. —
Doch läßt sich die Hoffnung nicht rauben!

„Noch leuchtet sie mir wie ein tröstender Stern!
Du Leben, so schön, voller Wonne!
Noch ist es zu früh, noch scheid' ich nicht gern
Von der liebenden leuchtenden Sonne.
Was seh ich! Der Zug durch das blühende Land!
O, wenn sie dir nahten mit rettender Hand
Auf verborgenen Pfaden und Stegen —
Der Himmel verleihe Euch Segen!" —

Wohl dehnt sich der Zug durch die Felder daher,
Doch nicht mit hastigem Eilen,
Es wallet langsam, traurig, schwer
Mit zögerndem bangen Verweilen.

Verworren mischt sich der Stimmen Klang,
Doch tönt es herauf wie frommer Gesang,
Die Mettenglöcklein, sie läuten;
Und vornen die Priester schreiten.

Und blendend strahlet, mit leuchtendem Glanz,
Wie die Sonne aus spiegelnden Wellen,
Der gülbene Kelch des Herrn, die Monstranz.
Und sendet die Blitze, die hellen,
Hinauf zu des Kaisers bang spähendem Blick.
Da rufet er aus und erkennt sein Geschick:
„Sie wollen beim scheidenden Leben
Die letzte Labung mir geben!

„Und muß es vom Lichte geschieden seyn,
So will ich fromm gläubig dann sterben;
Es mache die Buße von Sünden mich rein,
Um das ewige Heil zu erwerben.
Euch Freunden Dank, die in letzter Noth
Mir reichen des Heilands geweihetes Brod.
So kann ich getröstet nun scheiden
Und eingeh'n zu himmlischen Freuden."

Tief unter ihm stehet das Volk im Kreis,
Schwach tönet der Meßgesang wieder;
Und plötzlich wirft Alles auf Priesters Geheiß
Auf die Kniee gläubig sich nieder.
Da kniet auch der Kaiser mit Demuthsinn
Still betend zu Gott auf den Felsen hin,
Und hat sich in Christo ergeben
Zu scheiden vom irdischen Leben. —

Nun sinket die Sonne; im tiefen Thal
Ist nächtliches Dunkel gebreitet;
Und Todesstille herrscht rings zumal,
In der Tiefe das Glöcklein nur läutet!
Dann schwindet es allgemach ferner und fern.
Es blinket dämmernd schon mancher Stern;
Vom dunkelnden Himmelsbogen
Kommt die Nacht kalt wehend gezogen.

Und schauerlich faßt es den Kaiser an
Wie Unheil bringende Nähe;
Da woget es grau an die Felswand hinan
Und düster umwölkt sich die Höhe.
Verworren, im wallenden Nebelzug,
Erblickt er dunkler Gestalten Flug,
Die kreisend den Felsen umschweben;
Es erfüllt ihm die Seele mit Beben.

Da redet es dumpf aus der Wolke ihn an:
„Du hast auf den Himmel vertrauet;
Was hat er dir rettend zur Hülfe gethan,
Der Gott, auf den du gebauet?
Blick her! Vertraue du mir dich an,
Ich führe dich hülfreich des Rückwegs Bahn,
Ich will mit den liebenden Deinen
Noch heute dich wieder vereinen."

Kaum sind sie verhallend dem Ohr entfloh'n
Die Rettung verheißenden Worte,
So öffnet sich weit in dem Felsen schon
Die hohe geräumige Pforte.
Da tritt der Versucher den Kaiser an;
Zur Rettung stehet ihm offen die Bahn,
Den Banden die schon ihn umschlingen,
Kann er sich befreiend entringen.

In den Armen der Freunde sieht er sich schon
Wie sie ihn in Thränen umfangen;
Auf's Neue besteigt er den Herrscherthron
Mit kaiserlich würdigem Prangen.
Und alle des Lebens beglückende Lust
Bestürmt ihm die sehnende pochende Brust,
Es lockt ihn das Licht der Sonnen
Mit all' seinen Freuden und Wonnen.

„Nein!" ruft er mit gläubig besiegendem
Muth,
„Du sollst mich nicht lockend verblenden,
Aus des gnädigen Vaters beschirmender Hut
Zu dir mich abtrünnig zu wenden.
Entweiche; Du hast an mir keinen Theil;
Ich hoffe allein auf das himmlische Heil." —
Da braust es mit schnaubenden Winden
Und alle Gebilde verschwinden.

Doch der Himmel funkelt in Sternenpracht
Und der Mond schwebt friedlich herüber;
Da betet der Kaiser: „Nun ist es vollbracht,
Die Sorge und Angst sind vorüber.
Das Irdische hab ich nun abgethan,
Jetzt, Vater, gehöre ich dir schon an."
Und sinkt an der Felswand nieder
Und Schlaf umhüllt ihm die Glieder.

Und dämmernd umschwebt ihn ein Traum-
gebild
Und bringet ihm Trost und Wonne.
Ein Jüngling tritt vor ihn, schön und mild
Umglänzet vom Lichte der Sonne.

Der leut ihm freundlich leitend die Hand:
„Ich führe hinab dich in's ebene Land,
Doch mußt du, o Herr, dich beeilen,
Weil die Freunde harrend verweilen."

D'rauf beugt er die dornigen Büsche hinweg,
Die die Klippen grünend umwunden,
Und offenbar wird ein düsterer Steg,
Durch den Spalt des Felsen gewunden.
Da ziehet der Jüngling den Kaiser hinein,
Sie schmiegen sich klimmend durch enges Gestein,
Mit düstrem Schauer und Bangen
Hält Finsterniß dicht sie umfangen.

Sie steigen hinab in den tiefen Bann,
Wo die Geister der Erde hausen;
Verborgene Wasser rauschen heran
Mit dumpf unterirdischem Brausen.
Es blinken die Erze im finstern Schacht,
Krystalle leuchten aus dämmernder Nacht,
Hoch funkeln die edeln Gesteine
Mit wunderbar farbigem Scheine.

Doch plötzlich leuchtet ein Strahl durch die Nacht,
Der fast ihm die Augen verblendet.
Da ist der Kaiser vom Schlummer erwacht,
Und Nacht und Traum sind geendet;
Die Sonne scheint hell ihm in's Angesicht,
Doch sieht er den Führer, den freundlichen, nicht,
Und, Schrecken erbleicht ihm die Lippe,
Noch weilt er auf grausiger Klippe.

Da durchbebt ihn der Ahnung Wundergewalt,
Rasch trennt er das Dornengehege,
Und sieh, in des Felsen tief klüftendem Spalt
Erblickt er die nächtlichen Stege.
Er wagt sich hinein mit beherztem Tritt
Und wieder erkennt er sie Schritt für Schritt:
Wie krümmend der Pfad auch gewunden,
Bald hat er den Ausgang gefunden.

Und siehe, da steht sein gezäumetes Roß
Und letzt sich an grünender Weide;
Er schwingt sich hinauf, erreicht sein Schloß
Und pochet mit zitternder Freude:
„Es ist euer Kaiser, eröffnet das Thor!"
Da stürzen froh bebend die Freunde hervor,
Und liegen im Arm ihm und weinen! —
So schirmet der Vater die Seinen.

Prosaisches.

Waldhulde
oder
der Wolfsbrunnen.

1.

In dem schönen Thale, welches der Neckar silbern durchströmt, wohnte, unfern der Stelle, wo wir jetzt die Trümmer des herrlichen Heidelberger Schlosses anstaunen, ein alter Ritter, Cuno, mit seinem Sohne Bernhard. Aber damals war die Gegend nicht so lieblich als heut, wo der Fuß der Berge mit Weinreben grün umsponnen ist, und an dem Ufer des sanfter rauschenden Flusses die freundlichsten Dörfer und Städtchen mit hellen Häusern und schattigen Lauben liegen; auch sah' man nicht so reich wogende Saatfelder und sonnig über die Hügel sich dehnende Wiesenteppiche als jetzt; sondern alles war mit dichtem Walde bewachsen, der Neckar brauste sprudelnd über die Felsstücke, die ihm den wilden Lauf sperrten, und kein leichter Nachen konnte so gefahrlos wie heut den muntern Strom zwischen den reizenden Ufern hinabschwimmen, laut ertönend vom Gesang und Jubel. — So scheint die Welt immer schöner zu werden; und doch mögen wohl

jetzt selten in dem blühenden Thal so selige Stunden verlebt werden als damals; freilich aber auch nicht so traurige! —

Ritter Cuno wurde von der Last der Jahre schon gebeugt. Das scharfe Schwerdt des Kummers hatte ihm tiefe Furchen in die Stirn geschnitten, und tiefere Wunden in das starke duldende Herz gebohrt. Scheitel und Wange waren gebleicht, doch das Feuer der scharf blickenden Augen hatten die Thränen, die er mit männlicher Härte zu bekämpfen gesucht, nicht erlöschen können. Denn in dem Auge strahlte die Gluth des Herzens wieder, die Alter und Gram nur in eine mildere wohlthuende Wärme verwandelt hatten. Und dauernder, tiefer Gram. Denn er saß, ein gealterter Mann, jetzt fast einsam auf seinem Schlosse, da er sonst eine fromme blühende Gattin in seinen Arm geschlossen, die ihm zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, geboren. Nur der Sohn stand noch neben ihm, und der Vater betrachtete ihn oft mit Wehmuth, weil es ihm war, als blicke er in einen Spiegel, der ihm seine eigne glückliche, sanft kühne Jugendgestalt zeige. Und wie uns in der Erinnerung alles schöner dünkt, so kam auch dem Greise jene Zeit so lieblich vor, wie einem, der auf einer öden beschneiten Alpe steht, das grünend lebendige Thal zu seinen Füßen. Dieses sehnsüchtige Gefühl ergriff ihn jetzt heftiger als jemals, da öftere Krankheit ihn hinderte, dem Vergnügen der Jagd, der einzigen Zerstreuung in jener einsamen Gegend, sich zu überlassen. So schweifte denn sein Sohn Bernhard ganze Tage in den alten Wäldern umher, und kehrte nur mit Sonnen-Untergang heim, um

dem Vater durch Erzählung der Tages-Abenteuer die Abendstunden zu verkürzen und seine Sehnsucht nach der thätigen Jugendzeit noch heftiger anzuregen.

Bernhard erzählte aber auch so lebendig, daß es wohl Jedem ein Verlangen erweckt hätte, das freie, kräftig-fröhliche Leben zu theilen. Er war ein Jüngling voll Kraft und Feuer, aber auch eben so weich. Und wenn es ihn mit muthiger Lust durchdrang, dem hungernden, blutgierigen Wolf die Bahn zu sperren und ihn mit dem nie fehlenden Pfeil zu erlegen; oder dem schnaubenden Auerstier mit geschwungenem Speer entgegenzutreten: so konnte er dagegen auch an lauen Frühlingstagen oder einem wehmüthigen Herbstnachmittage weich träumend unter den hohen Bäumen liegen und sich von einem Gefühl ergreifen lassen, das ihm eben so unerklärlich war, als es ihn sanftschmerzlich beglückte. — So waren auch seine Erzählungen. Bald fachte er den glimmenden Funken des Muths in der Brust seines Vaters zur innerlich-lodernden Gluth an, wenn er den gefährlichen Kampf mit einem Eber oder Wolf beschrieb; bald erweckte er in dem Greise die Erinnerung eigner Jugend und aller Sehnsucht und Wonne, deren ein reines Gemüth fähig ist, dadurch, daß er, fragend und erzählend, von dem Vater zu erforschen suchte, was ihn denn eigentlich mit unbekannten zauberischen Banden hinüber oder in die endlose Weite zöge, wenn er unter einer hohen Eiche träumend auf dem Rasen läge und durch die goldhellen, lispelnden Blätter hinauf in den tiefblauen Himmel sähe. „Dann“, sagte er, „rauscht

es geheimnißvoll in den Kronen der Bäume, die rothen Sonnenstrahlen schimmern weit durch den Wald, daß alles wie in einem glühenden Nebel schwimmt, — und die Vögel flattern und singen — und der Neckar braust — und mir wird das Herz so voll! — Endlich sinkt die Sonne, alles wird still und grau, und ich gehe, träumend von wunderbaren Gestalten und Abenteuern, nach der Burg zurück. Trete ich nun in die Halle und sehe das Feuer des Kamins und Euch, mein Vater, so wird mir, als käme ich von einer weiten, vergeblichen Reise verarmt heim." Der Vater bekämpfte schwer, was er selbst erinnernd fühlte, und entgegnete dem Sohne nur, das sey die Lust nach Abenteuern, nach der Welt und ihrem bunten Getümmel, nach Ruhm und Thaten. Es sey ihm in der Jugend auch so gewesen, überdies sey die Zeit nicht mehr ferne, wo er diese Lust befriedigen könne, denn der Tod werde dem greisen Haupt bald eine ewige Lagerstätte bereiten. Dann umarmte Bernhard den Greis heftiger und schwur, es sey etwas anders, was er in der Welt nicht zu finden hoffe, und nie möge er sich von dem einsamen Walde und dem theuren Vater trennen.

2.

Eines Morgens zog Bernhard, unbegleitet wie gewöhnlich, in den Wald. Doch vergeblich durchstrich er die Berge nach allen Richtungen; er traf für seinen Pfeil keine Beute an. Dies machte ihn endlich verdrießlich und müde. Als er sich daher nach einem anmuthigen Ruheplatz um-

sah, bemerkte er, daß er in einen sehr verwachse-
nen Wald gerathen sey, den er sich nicht erinnerte
schon betreten zu haben. Doch schien ihm derselbe
nach einer Richtung hin lichter zu werden, und
dieser folgte er. Bald gelangte er auch auf einen
etwas freieren Rasenplatz am Abhang eines Hü-
gels, von dem er in ein grünes Waldthal hinein-
sehen konnte, das sich nach dem Neckar hinunter-
zog. Als er still stand, hörte er einen Quell rau-
schen, und entdeckte, daß er aus dem Fuß eines
Felsen entsprang, der mit dichtem Gebüsch um-
kränzt war. Die Mittagssonne brannte, die
Wanderung hatte ihn durstig gemacht; so schien
ihm dieser Ort der lieblichste, den er zur Ruhe
auffinden könnte. Er trat daher in die Gebüsche,
um sich an dem Born auf den blumigen Rasen
zu werfen. Aber plötzlich fesselte seinen Fuß der
reizendste und überraschendste Anblick. Auf einer
Moosbank, die sich an den Fels lehnte, ruhte,
vom Kastanien-Gebüsch kühl umschattet, ein kaum
erblühtes Mädchen und schlummerte. Bern-
hard wagte kaum zu athmen, um die liebliche
Gestalt nicht zu erwecken, aber es zog ihn unwi-
derstehlich zu ihr hin. Leise trat er näher, setzte
sich zu ihren Füßen nieder, und blickte ihr in das
holde, ruhige Antlitz. Das blonde Haar hing ihr
lockig über die zarte Hand, die ihr das Haupt
stützte, und der schwellende Arm ruhte glänzend
weiß auf dem dunkeln Moose, in welches er sich
wie in ein Kissen halb hineingedrückt hatte. Ein
weißes, schimmerndes Gewand verhüllte die ru-
hende Gestalt leicht und faltig. Die Linke hielt
noch bewußtlos eine wilde Rose; andere Wald-
blumen, die der Entschlummerten entfallen wa-

ren, lagen auf dem Rasen. Bernhard glaubte zu träumen, aber ihm war, als sey er auf eine Insel der Seligen versetzt worden. Wie er die holde Schlummernde mit Entzücken betrachtete, bemerkte er, daß ihre Hand auf dem Moose nach und nach ausgleitete. Er sah den Augenblick kommen, wo das schöne Haupt fallen und sich an einem hervorragenden Felsstück verwunden könnte. Erschreckend wollte er leise den Stein hinwegräumen; aber plötzlich glitt die Hand des Mädchens aus, der schöne Nacken sank herab und ruhte in Bernhards Arm. Von der Bewegung war das liebreizende Wesen erwacht. Sie blickte ihn, noch halb träumend, mit tief-blauen, verwunderten Augen an, als könne sie sich nicht besinnen, aber schreckte dann plötzlich besorgt und zitternd in die Höhe. „Fürchte nichts, süßes Mädchen“, bat Bernhard leise, „sieh, du warst in Gefahr, dich an dem Fels zu verwunden; darum hielt ich deinen Fall mit meinem Arm auf.“ Das Mädchen betrachtete die Stelle und sagte erröthend: „Ich danke dir, Fremdling, aber wie kommst du in diese Wildniß?“ „Ich bin auf der Jagd verirrt, und wollte hier ausruhen“, erwiederte Bernhard. „So setze dich zu mir auf die Moosbank, die ich an diesem kühlen Born bereitet habe; denn der Mittag ist drückend, aber hier ist es schön und schattig.“ —

Bernhard legte Köcher und Bogen auf den Rasen und setzte sich in einer seligen Beklommenheit zu dem freundlich anbietenden Mädchen nieder. „Ruht sich's hier nicht wohl?“ fragte sie mit lieblicher Stimme. „Der Born murmelt leise über die Kiesel und haucht Kühlung empor, die

Blätter rauschen so sanft in dem wehenden Zuge der Luft, die Vögel singen freundlich dazwischen und die Sonne lächelt versteckt durch das Laub. Ich bringe oft viele Stunden des Tages hier zu, und immer gehe ich ungern nach Haus." „Aber wohnst du denn hier in diesem Walde, den selten ein menschlicher Fuß betritt?" „Dort hinaus, über den Bergrücken hinweg wird es viel freundlicher, und wenige Schritte von der Hütte meiner Mutter kann man weit in das offene Land hinaussehn. Von dort kommen auch oft Landleute zu uns hinauf, welche uns Speise bringen." „So wohnst du mit deiner Mutter jenseit des Gebirgs und ihr lebt ganz allein?" „Nicht allein; ein uralter Klausner theilt mit uns die Hütte. Er hat uns vor vielen Jahren, als wir lange umhergewandert waren, gütig aufgenommen, und jetzt pflegen wir sein im Alter. Aber ich kann nicht daheim bleiben. Es zieht mich hinaus in den tiefen, schattigen Wald, wo die Bergwasser schauerlich brausen und die Einsamkeit uns tröstend umfängt; dann aber steig' ich auch wieder so gern in die stillen Thäler hinab, die hoch von den grünen Bergen heimlich und zutraulich eingeschlossen sind. Am liebsten aber weile ich an diesem Brunnen, den ich auf wunderbare Weise kennen gelernt.

3.

Ich hatte mich einst im Walde verirrt, und war erschöpft unter einer alten Kastanie eingeschlummert. Nach einiger Zeit erwachte ich von einem brennenden Durst gequält und ge-

wahrte mit Schrecken, daß die Sonne sich schon zum Untergang neigte. Ich war so ermattet, daß ich kaum gehen konnte. Plötzlich hörte ich die Blätter rauschen; ich blickte auf und glaubte einen Wolf zu sehen, der sich aufgebäumt hatte und den Rachen über die Gebüsche hinausstreckte. Erschreckt sprang ich zurück; allein wie erstaunte ich, als ich eine hohe Frau zwischen den Bäumen hervortreten sah, auf deren Schulter ein Wolfsmantel durch eine goldne Spange zusammengeknüpft war. Ihr Haupt war mit dem Kopfe des Wolfsbalges bedeckt, in der Hand hielt sie einen Bogen und auf dem Rücken hing ein Köcher mit goldnen Pfeilen. Das lange schwarze Haar fiel ihr über den Busen und Nacken herab, das silbergraue Gewand knüpfte ein blitzender Gürtel zusammen, und an einer reichen Kette hing ein blutrothes Herz von einem Pfeil durchstochen auf die linke Brust herab. Ich war erstaunt und erschrocken, denn die große, schöne Frau glich einem grauen Nebelgebilde, durch welches an einzelnen Stellen die Sonnenstrahlen leuchtend hindurch brechen. So quoll sie auch gleichsam aus dem Laub hervor und schien mehr majestätisch auf mich zuzuschweben als zu wandeln. Dennoch hatte sie etwas sehr Sanftes und Rührendes in dem schönen Gesicht, ja es schien mir, als wenn eine blitzende Thräne das große, dunkle Auge schimmernd getrübt hätte. Eh' ich mich fassen konnte, redete sie mich an: „Du bist müde und verschmachtet, folge mir, ich will dich zu einer Quelle leiten." Sie ergriff meine Hand liebreich, zuckte aber dabei schauernd zusammen und wandte sich um, indem

sie mit der Linken über die Stirn fuhr. Durch die Büsche führte sie mich stumm zu diesem Brunnen, deutete mir den Rückweg mit der Hand, und nahm schweigend Abschied.

Dieses Thal wandelte sie herunter; ich hatte sie bald aus dem Gesicht verloren, doch hörte ich einige Zeit nachher einen wehmüthig-schauerlichen Gesang aus der Ferne herüberdringen. — „Hörst du?" sagte das Mädchen plötzlich, und mit Erstaunen und heimlichem Bangen hörten beide eine klagende Stimme aus dem Thale heraufTönen. Ein langer, schmerzlich schwellender und wie ein Hauch verhallender Ton schloß das Lied. Dann war es ganz still; doch in der Gegend, aus welcher der Gesang erklungen war, fingen die Gipfel der Bäume leise an zu schwanken, ein geheimnißvoll-rauschender Wind wogte näher heran, plötzlich fiel ein dunkler Schatten auf den Rasen, und die Erstaunten sahen einen grauen, wolkigen Nebelstreif durch die Luft schweben, der an dem höhern Rücken des Gebirgs zwischen den schwarzen Gipfeln der Bäume zerfloß. Das Mädchen schmiegte sich fürchtsam dichter an Bernhard an, der entzückt seinen Arm um die holde, bebende Gestalt legte und sie fester zu sich zog. „Sey nicht bange, du Liebe," sagte er zärtlich, „dies ist eine milde Erscheinung." „Ich bin's auch nicht," erwiederte sie, „denn ich habe es schon oft gehört; doch wird mir immer gar so wehmüthig dabei, als sollte es mir ein Unglück bedeuten. Auch habe ich bemerkt, daß meine Mutter allemal an solchen Tagen um dieselbe Stunde eine besondere Angst um mich empfunden hat, von der sie mir nachher

erzählt, ohne irgend zu wissen, was mir begegnet ist. Denn, ich weiß nicht warum, aber eine bange Scheu hat mich immer gehindert, von der schönen Frau im Walde zu reden, und du bist der Einzige, dem ich davon gesagt. Doch lebe nun wohl, ich will hinauf zu unserer Klause, damit die Mutter sich nicht länger ängstigen möge." Sie reichte Bernhard die Hand zum Abschiede; er drückte und hielt sie, sah dem erröthenden Mädchen lange ins Auge und fragte: „Wie heißest du, Liebe?" „Hildegard," lispelte sie. „Und schon willst du mich verlassen, Hildegard?" Sie stand stumm mit niedergeschlagenen Augen; endlich erwiederte sie ganz leise: „Ich komme morgen wieder," darauf wandte sie sich um und schwebte leichten Schritts durch die Büsche den Felspfad hinauf.

Bernhard wollte ihr nach und rief: „Hildegard, darf ich dich nicht geleiten?"

Sie aber winkte versagend mit der Hand und flüsterte noch einmal wie ein Hauch aus dem Gebüsch herüber: „Lebe wohl!" —

4.

Lange blickte Bernhard dem durch das Laub schimmernden Gewande nach, das ihm nur zu schnell gänzlich verschwand. Dann warf er sich noch einmal auf die Moosbank nieder und sahe in den hohen Himmel unruhig und doch selig hinauf. Endlich gedachte er des Heimwegs und schritt träumend durch den Wald nach der Burg des Vaters. Bald trat er durch das Gebüsch auf eine Felsspitze heraus, von der er die

Gegend übersehen konnte. Die Sonne neigte sich hinter die violett rauchenden Gebirge jenseit des Rheins; eine matte Gluth floß um die Gipfel der Berge und schimmerte durch die Kronen des Waldes; der Neckar rauschte dumpf und schlug purpurn-schäumende Wellen; die Thürme der Burg brannten im Golde des Abends; im Walde war alles still. Bernhard breitete die Arme sehnsüchtig aus, heiße Thränen stürzten über seine Wangen, Wehmuth und Wonne bestürmten das jugendliche Herz, daß es heftiger schlug und die Brust beklemmte. Der Glückselige wußte nicht, wie er die Fülle der Empfindung fassen sollte; müde setzte er sich wieder auf den Fels und blickte der versinkenden Sonne schwärmend nach. Aber als die letzten glühenden Wolken in einen matten Purpurrauch verdufteten, und der graue Flügel der Dämmerung leise beruhigend über die Erde zu wehen begann, hörten auch die Wogen seiner Brust auf so stürmend zu wallen, und ruhiger stieg er hinab zu dem alten Vater.

Der Greis war verwundert, daß der Sohn so lange ausgeblieben sey, ohne Beute heimzubringen, und begehrte nach seiner Gewohnheit die Beschreibung seiner Wanderung. Bernhard entgegnete nach einigem Stocken: „Was könnte ich dir, mein Vater, von einer Jagd erzählen, die so unglücklich gewesen ist, daß ich nichts angetroffen habe.“ Doch besann er sich, ob er vielleicht von dem erfahrneren Vater über die wunderbare Erscheinung jener Frau und ihres Gesanges im Walde nähere Auskunft erhalten könnte. Er erzählte daher, als sey ihm selbst be-

gegnet, was Hildegard erblickt hatte, und fügte zuletzt, was er wirklich an der Seite der Geliebten erlebt hatte, hinzu. Während er sprach, sahe der Vater sehr ernst, ja betrübt aus, so daß Bernhard fast erschrak; doch endete er seine Erzählung. Darauf aber faßte ihn der Vater bei der Hand und sagte: „Lieber Sohn, du hast eine tief-schlummernde Erinnerung in mir erweckt, und nach dem, was du mir erzählt hast, kenne ich die schöne Frau des Waldes wohl. Sey vorsichtig und meide sie, daß dich nicht vielleicht eine Liebe zu ihr ergreife, denn das würde dich in tiefes, unendliches Leid stürzen. Oder sie möchte dir auch sonst gefahrvoll seyn. Folge daher lieber meinem Rath und ziehe, sie meidend, morgen fort in die Welt. Wir haben ja treue Knappen, die mich sorgsam pflegen werden, und über ein Geringes mußt du mich ja doch auf immer entbehren." „O Vater," rief Bernhard, geängstigt von tausend beklemmenden Gefühlen, „wie sollte ich Euch verlassen in Eurem Alter! Fürchtet die Waldfrau nicht, sie hat keine Macht über mein Herz." „Doch, mein Sohn, meide sie, es ist nicht das allein, was sie dir gefährlich macht." — „O, mein Vater," unterbrach Bernhard, „ihr Antlitz sahe ernst und traurig, und ihr Gesang war klagend; tiefes Mitleid würde sie mir erregen, aber keine Liebe. Ja, sie scheint unglücklich durch Liebe zu seyn, denn sie trägt ein düsteres Sinnbild, ein glühendes Herz von goldnem Pfeil durchbohrt." „Sahst du das, Bernhard?" rief der Vater erschüttert. Und er wandte sich ab und fuhr mit der Hand über die Stirn. „Du

bist lange ausgeblieben," sagte er umgewendet. erzwungen fest, „laß uns zu Ruhe gehn." „Doch ich verlasse Euch morgen nicht auf ewig," bat Bernhard, „nur in den Wald muß ich hinaus." „Bernhard", erwiederte der Greis, „versprich mir, morgen vor Sonnen-Untergang heimzukehren, denn ich will, wenn ich am Tage meine Kräfte gesammelt habe, dir zu Abend etwas sehr Wichtiges entdecken. Gute Nacht."

5.

Vater und Sohn schieden, um zur Ruhe zu gehen, deren keiner genoß. Der Greis, weil ihn die Erinnerung vergangener Tage überwältigend bestürmte, der Jüngling, weil ihn die Seligkeit der Gegenwart überdrängte. Als daher der Mond still über die schwarzen Berge heraufkam, hinter denen die Liebste wohnte, so war es ihm, als schwebte ihr Bild auf seinen Strahlen und blicke grüßend und winkend herab. Er trat auf den Altan hinaus. Die Nacht war lau, doch von kühlen Winden durchweht, die über die silbergrauen Wellen des Flusses strichen, der aus dem dunkeln Waldthal licht hervorrauschte. Nach dem Brunnen zu, an dem er sein Glück gefunden, lagen leichte Nebelschleier auf den Bergen, und bisweilen schien es ihm sogar, als drängen einzelne Töne durch die Nacht herüber. Dies alles erweckte dem sehnsüchtig Liebenden einen so unbezwinglichen Drang, in der Stille der Nacht dahinzuwandeln, wo er den Tag so glücklich gewesen war, auch hatte er eine so geheimnißvoll-anziehende Lust der wunderbaren Wald-

frau zu begegnen, daß er sein Jagdgeräth ergriff und aufbrach. Er klimmte den Berg hinan und folgte dem Pfad waldeinwärts. Unter dem Dunkel der lispelnden Bäume war es anmuthigkühl; der Mond äugelte verstohlen durch die zitternden Wipfel, die Bächlein rauschten munter ins Thal hinab. Oft glaubte Bernhard eine leicht schwebende weiße Gestalt vor sich hingleiten zu sehn, aber immer fand er sich durch die Mondstrahlen getäuscht, die ein gespenstisches Licht auf die alten Stämme der Bäume warfen. Schon mehrmals war es ihm gewesen, als hörte er leise anschwellende Klänge durch den Wald hallen, aber jetzt unterschied er deutlich, daß sie aus einem dichten Gebüsch hervordrangen. Behutsam ging er näher und erblickte auf einem Rasenplatz von hohen Buchen umwölbt eine weibliche Gestalt, die, das Haupt schwermüthig in die Hand gestützt, auf dem Boden ruhte. Ihr langes, dunkles Haar wallte düster über den Nacken, das silber-graue Gewand schimmerte wie Nebelduft im Mondenstrahl, ein brauner Wolfsmantel war nachlässig unter die Schultern herabgesunken und neben ihr lagen Pfeile und Bogen. — So sah er denn die Frau des Waldes wirklich vor sich! Hinter einen alten Buchenstamm geschmiegt betrachtete er sie mit zurückgehaltnem Athem. Sie hatte das Antlitz von ihm abgewendet und seufzte oftmals aus tiefster Brust. Die hochgewölbte Halle der Bäume, in der sie ruhte, war von einem grünlichschimmernden Duft erfüllt, der aus den Blättern, die smaragdenartig leuchteten, hervorzuströmen schien, wie wenn die Sonne recht hell durch die

zärtesten Laubwipfel scheint. Plötzlich begann ein unterirdisches Rauschen, als ob düstere Akkorde aus der Tiefe stiegen, die Häupter der Bäume neigten sich gegeneinander, und aus den Wipfeln wehten schwermüthig weiche Klänge hervor, die sich mit den unterirdischen Tönen mischten und eine seltsame, ahnend ergreifende Musik hervorbrachten. Die Waldfrau richtete sich auf und sang mit einer tiefrührenden Stimme zu den Klängen folgendes Lied:

Wohin bist du, Trauter, entschwunden?
Der süß mir geschlummert im Arm!
Ich hielt dich so liebend umwunden,
Am Busen so treu und so warm.
Ach, fühle an wallenden Schlägen
Das glühend verwundete Herz!
O laß dich, Geliebter, bewegen,
Und fühle den brennenden Schmerz!
Weh mir! die Klage, die Thränen,
Das Hoffen, das Sehnen,
Vergebens!

Wie schön war's im schweigenden Haine,
Als du noch geruht mir im Schooß;
Wir beide im sel'gen Vereine
Gelagert auf schwellendem Moos.
Jetzt unter den rauschenden Bäumen,
Verlassene, weinest du hier;
Du siehst nur in dämmernden Träumen
Zu Füßen den Reuigen dir.
Weh mir! die Klage, die Thränen,
Das Hoffen, das Sehnen,
Vergebens!

So rauscht denn, ihr alternden Kronen,
Ihr Wasser, erbrauset im Thal;
Bei euch will ich Einsame wohnen,
Euch rührt die verzehrende Qual.
Und laut soll die Klage erschallen,
Bis sie zu dem Himmel sich schwingt,
Wo tröstend, aus ruhigen Hallen,
Das Licht der Gestirne uns blinkt.
Weh mir! die Klage, die Thränen,
Das Hoffen, das Sehnen,
Vergebens!

6.

Vergebens! Auf diesem trostlosesten aller Worte ruhte jener schwellende, sehnsüchtige Ton, den wir schon früher vernommen. Bernhard stand mit beklemmter Brust, Thränen traten ihm in's Auge und verdunkelten den Blick. Als er wieder aufschaute, siehe, da war die Waldfrau verschwunden; das Laub wogte wie von einem Windstoß bewegt, und vor dem Mond zog eine trübe Wolke vorüber. Noch stand er sinnend; da vernahm er einen leisen Seufzer und Klageton, der ihn aus seinem Traum erweckte. Er schaute um und sah Hildegard, weinend mit der Stirn an einen Baum gelehnt. Sie hatte ihn noch nicht erblickt, er rief sie, und als wenn das Lied beiden das Geheimniß der Liebe, das ihnen als eine dunkle Ahnung im Busen schlummerte, plötzlich gelöst und dem suchenden Auge enthüllt hätte, sanken sie schweigend, in süßen Thränen, einander in die Arme. „O, verlaß mich nimmer!“ bat das Mädchen endlich mit

erstickter Stimme, „verlaß mich nie, niemals!“ Bernhard preßte sie heftiger an den Busen; sie wankte ermattet, er ließ sie sanft auf den Rasen nieder und setzte sich zu ihr, indem er sie fester und fester im seligsten Entzücken an sich drückte. So entschlummerte sie leise in den Armen des Geliebten und erwachte nicht eher, als bis der erste Strahl des Tages auf ihrem Antlitz glühte und die kühlen Lüfte des Morgens ihr durch die Locken säuselten. Da schien ihr aber alles ein Traum zu seyn, und sie konnte sich nicht überreden, daß der Geliebte sie wirklich am Herzen halte. Bald sah sie ihn mit den dunklen, blauen Augen groß und verwundert an, dann schlug sie sie wieder schüchtern auf den Busen nieder. „Holdes, böses Mädchen,“ rief endlich Bernhard, der sie lange mit stummem Entzücken betrachtet hatte, „wie konntest du es wagen, bei nächtlicher Weile allein in den Wald zu gehen, wo dir tausend Gefahren drohten?“ „Mich trieb,“ sprach sie leise und erröthend, „eine unwiderstehliche Sehnsucht hieher; ich mußte die Stätte aufsuchen, wo ich mit dir so glücklich gewesen war. Komm nun, laß uns an den Brunnen, er ist wenige Schritte von hier.“ Mit liebender Freundlichkeit zog sie ihn fort. Als der Quell schon näher bei ihnen flüsterte, sprang sie fröhlich voraus und bog die Zweige auseinander, damit die Morgensonne heller hindurchblicken könnte. „Hier ist meine Wohnung,“ sprach sie, „hier muß ich dich empfangen.“ Und sie lud ihn mit liebendem Auge, in dem noch Thränen des Entzückens standen, auf die weiche Moosbank. Dort saßen

heide im Glühen der Morgensonne; die Vögel jubelten, der Bach rauschte hell, die Blumen dufteten rings umher; die ganze Natur schien das Fest der jungen Liebe, die das holde Paar vereinigte, weihend zu schmücken. —

O genießet! die Flügel seliger Stunden weilen nicht! Wenn ihr weißes Taubengefieder noch im Sonnenstrahl glänzt, hörst du schon den schwarzen Raubvogel des Geschicks nachstürmen. Er naht schnell, aber eilt nicht so rasch vorüber, sondern wiegt sich, die Sonne mit aufgespreiztem düstern Fittich deckend, lange über deinem Haupt, wenn nicht gar sein mächtiger Flügelschlag dich zerschmettert.

O ihr Glückseligen, wie füllt es meine Brust mit Klagen, daß ich schon den schwarzen Waldstrom brausen höre, der den klaren Quell eurer Freuden mit Felsstücken verschütten, euch selbst in den Abgrund reißen wird! — Hildegard pflückt wilde Rosen und schmückt ihrem Bernhard das Jagdbarett damit. Ein Dorn verletzt die zarte Hand und Bernhard saugt das Purpurblut mit seinen Lippen entzückt aus der Wunde. — Seht, jetzt wandeln sie am Weiher auf und nieder, der, zwischen dunklem Gebüsch gelegen, den Quell auffängt und ihn reicher weiter strömt. Er ist wie ein Spiegel des Himmels, rein und blau. Die schönen Gestalten treten mit verschlungenen Armen an den Rand des Ufers und blicken hinab, um ihr verklärtes Bild in den ruhigen Wellen lächelnd zu betrachten. Als Bernhard sich herüberbeugt, fällt ein Pfeil aus seinem Köcher in den Weiher; die Welle kräuselt sich, Hildegards Bild ver-

wischt sich und der Pfeil fährt mitten hindurch! Ihr lächelt beide! „Sieh', dein Pfeil durchdrang mir das Herz," sagte Hildegard lächelnd. „Auch ich bin tief verwundet von dir," entgegnete Bernhard, „aber die Wunde würde erst dann schmerzen, wenn du den Pfeil herausziehen wolltest. Laß ihn mir ewig im Herzen, so wie jener in den Fluthen dieses Weihers begraben ist. Sie umarmten einander und blickten dann wieder hinab in den Weiher, aber ihr Bild war verschwunden, denn der fallende Pfeil hatte den sumpfigen Grund aufgerührt, und an der Stelle, wo die beiden liebenden Gestalten aus der Tiefe heraufgelächelt hatten, war jetzt eine trübe Wolke getreten. Da wandelten sie weiter, aber der Pfad führte abwärts vom Wasser, und sie haben sich nie wieder umarmend in diesen Wellen gespiegelt. — Die Sonne beginnt zu sinken; Bernhard, dein Vater harrt, und Hildegard, deine Mutter weint! — Als sie sich nun trennen mußten, hielten sie sich noch einmal lange und brünstig umschlungen. Schon hatten sie Abschied genommen, da wandte sich Hildegard um und rief: „Noch einmal umarme mich, mein Bernhard, mir wird so bang!" Sie hielten sich umschlossen, Thränen stürzten auf Hildegards Busen herab, vergeblich bemühte Bernhard sich, sie zu trösten. Sie weinte nur heftiger und riß sich endlich in Thränen los. „Morgen mit dem Strahl der Sonne!" rief ihr Bernhard nach und stürzte fort.

7.

Der alte Vater Cuno saß harrend auf dem Söller des Schlosses und betrachtete mit Unruhe die tiefer und tiefer sinkende Sonne. Denn es drängte ihn, die Last der ungetheilt getragenen Schmerzen, unter der er das ganze Leben mühselig geseufzt hatte, in die mitfühlende Brust des Sohnes auszuströmen. Endlich kam der Jüngling den Burgweg langsam herauf. — „Ich habe dich schon lange erwartet, mein Sohn," sprach Cuno, „um dir jetzt etwas zu erzählen, was ich dir anfangs erst auf meinem Todbette vertrauen wollte. Doch die Erscheinung, die du gestern gehabt, hat mir die Freuden, die ewig verlornen vergangner Jahre, so schmerzlich lebhaft wieder vor die Seele gestellt, daß ich dem bekümmerten Herzen, das lange einsam geduldet, endlich Erleichterung schaffen muß. Laß dich aber durch einige Unglücksworte nicht aus deiner glücklichen Unbefangenheit schrecken, sondern halte sie, wie ich, für Worte, die nur darum Unheil gestiftet haben, weil man sie geglaubt hat. Komm nun hinab in die Halle, der Nachtwind weht kalt, und jene Nebelwolke, die dort aus den Waldspitzen sich erhebt, scheint Regen zu verkünden." — Man saß jetzt am Feuer in der hochgewölbten Halle; draußen war es finster geworden, und der Wind fuhr sausend durch die alten Linden auf dem Wall des Schlosses. Bernhard horchte gespannt, aber der Greis schwieg lange, und es schien, als müsse er, bevor er mit Ruhe und männlicher Fassung

reden könne, erst viele Stürme im Herzen beruhigen. Endlich begann er mit Anstrengung:

„Als ich in deinen schönen Jahren war, mein Bernhard, liebte ich mir, so wie du, den einsamen, rauschenden Wald mit seinen dunklen Laubgewölken und frischen Rasenteppichen. Tage und Nächte brachte ich in demselben zu, ohne seiner müde zu werden, und ich begriff es wohl, wie unsere Väter ihren Göttern den düstern Hain zur heiligen Wohnung angewiesen. Obgleich ich die um mein Schloß liegende Gegend genau kannte, gerieth ich jedoch einst auf einer meiner Streifereien so tief in die Berge, daß ich mich nicht mehr herauszufinden wußte. Mit dem dämmernden Abend gelangte ich an einen klaren See, der etwa einige Pfeilschüsse breit und lang war. Die Sonne war eben versunken, nur im Westen glänzte noch ein sanft rother Schein, der sich lieblich in dem heitern Wellenspiegel abmalte. Die Vögel hatten aufgehört zu singen und am Himmel blinkten die ersten matt silbernen Sterne. Der Tag war schwül gewesen, daher wehte die erfrischendste Kühlung aus den sanft sich brechenden Wellen. Ich suchte mir eine Stelle am Ufer, wo ich mich niedersetzen konnte, um ausruhend die erquickende Luft und schöne Landschaft zu genießen.

Als ich mich den Gebüschen am Strande näherte, hörte ich die Wellen in einer Bucht stärker rauschen; ich trat hinzu und erblickte eine weibliche Gestalt, die sich so eben in den See gestürzt hatte und die Wellen theilte. Erstaunt blieb ich stehn und sah ihr nach, wie sie langsam über die purpurne Fluth dahinschwebte.

Sie wandte das Haupt nach mir um und sah mich mit so unbeschreiblich holden Blicken an, daß ich ihr nachstürzen wollte. Doch sie winkte mir mit dem schwellenden weißen Arm zurück und ließ sich von den sanften Wellen weiter tragen, während sie mit stets gewandtem Antlitz nach dem Ufer hinüberblickte. Nie habe ich etwas Reizenderes gesehn, als ihr schönes, dunkles Lockenhaupt und den blendenden Nacken und Arm, von dem milden, mit Purpur gemischten Blau der Wogen schwebend gewiegt. Der See schien mir ein Himmel zu seyn mit Rosenwölkchen bedeckt und sie eine Göttin, die eben dem blauen Aether neu geboren entsteigen wollte. Gefesselt blieb ich stehn, ja, als ihr Bild meinem Auge schon lange entschwunden war, blickte ich noch unverwandt nach der Gegend hinüber. Da sah ich auf einer kleinen, waldigen Insel eine Gestalt an's Ufer steigen, die ich für die ihrige hielt, und bald darauf drang von dort her schwellend ein Gesang durch die leise bewegten Lüfte, dem an Lieblichkeit nichts auf der Erde glich. Das Geheimniß dieser Töne zog noch mächtiger als der Anblick des schönen Wesens. Die Insel verhüllte sich in die wallenden Schleier silberner Nebel, welche aus dem See emporrauchten; durch wunderbare Klänge, welche aus den Wassern und den Wolken zu dringen schienen, schwellend getragen, schwebte die süße Stimme immer sehnsüchtiger und lockender durch die Lüfte und schmiegte sich bezaubernder an meine Brust. Endlich glaubte ich das rufende Wort: herüber, herüber! in einem lang verhallenden Laut, mit tiefer Sehnsucht gesungen, deutlich zu verneh-

men. Da widerstand ich nicht mehr, ich warf Jagdspeer und Bogen hinweg, stürzte in die Wellen, die ich leicht mit geübtem Arm theilte, und erreichte bald das ersehnte Ufer. Hier erblickte ich, von einem schimmernden Lichtglanz erhellt, eine hohe Waldwölbung, über die sich die Nebelwolken als matt-weiße Decke wallend ausbreiteten und nur selten das dunkle Blau des Himmels mit einem leuchtenden Gestirn hindurchblicken ließen. Auf dem Rasen saß die Schöne mit herabhängenden Locken; sie blickte mich an — ach! — ich wollte ihr zu Füßen sinken, ihr Arm empfing mich, — von ihrer Lippe tönte das holde Wort: „„Sey gegrüßt!““ — Hier hielt der Vater inne und verbarg das Antlitz in seinen Mantel. Seine Thränen strömten unaufhaltsam; Bernhard umschlang ihn bewegt, ja beklommen, denn auch er gedachte seiner Liebe. —

8.

„Höre weiter, mein Sohn,“ sagte der Greis nach einiger Zeit. „Ich habe nun einmal begonnen den Pfeil aus der Wunde zu reißen, und der Schmerz soll meine Hand nicht unmännlich zurückhalten. Von jenem ersten seligen Abend laß mich schweigen. Eine solche Wonne, das erste Finden der Geliebten, erlebt der Mensch nur einmal, und versteht sie erst dann ganz, wenn sie ihn wirklich durchdringt. Das behält dir das Leben als sein köstlichstes Kleinod noch vor. Es ist der Gipfel unserer Wanderung, von dem wir plötzlich mit überraschtem Entzücken die Welt als ein Pa-

radies vor den trunknen Augen ausgebreitet sehn. Aber dann geht es abwärts, immer tiefer in das Thal hinein, das dir anfänglich nur die Aussicht verschließt, dann enger und kühler wird, bis endlich die schroffen, erstarrten Felsen, die dich ummauern, keinen Wunsch mehr lassen als den, die Wanderung zu beschließen. Nur, wenn die Stille der Nacht deine unruhige Seele in Schlummer wiegt, und das Dunkel deinen traurigen Aufenthalt verhüllt, dann wird die Erinnerung mächtiger, und zaubert dir in sehnsüchtigen Träumen das verschwundene Glück vor die Seele; oder die Sehnsucht wird quälender und du blickst zu den goldnen Sternen hinauf, die deine Nacht nicht erleuchten, sondern nur zeigen, wie finster sie ist. —

Waldhulde, so nennt sich diese Bewohnerin der Wälder, hatte mich mit den süßesten Banden der Liebe an sich gezogen. Lockte mich sonst das ahnungsreiche Geheimniß des rauschenden Waldes, so war mir jetzt sein schönstes Kleinod kund und eigen geworden. Wir durchstrichen zusammen die schattigen Laubgänge, bald der Jagdlust genießend, bald auf den Gesang der Vögel lauschend, oder uns an dem wunderbaren, ewigen Rauschen der Gipfel, der Wasser und der Winde ergötzend. Denn Waldhulde, die Meisterin vieler verborgner Kräfte, wußte die Gipfel der Bäume melodisch tönen zu lassen, sie schärfte mein Ohr für den Klang der unterirdisch strömenden Wasser, und mitten in diesem Meer wunderbar dahin brausender Harmonien schwebte sie selbst mit ihrer himmlisch bezaubernden Stimme, in welcher alle Seligkeit der Liebe, alle Tiefe und

Innigkeit der heiligsten Empfindungen verborgen war. Oft sang sie mir das Lied, womit sie mich so unwiderstehlich nach der Insel hinübergezogen hatte, und dies ergriff mich noch immer mächtiger als alle Andere, weil es ihr, nach ihrem eignen, süß verschämten Geständniß, die Liebe eingegeben hatte. So vereinigte sich in ihr die holdeste liebende Weiblichkeit mit der geheimen Macht eines höher begabten Wesens. Aber alle ihre Zauberkünste zerbrachen vor der größeren Gewalt der Liebe. Durch zauberische Mittel hätte sie mich leicht für ewig fesseln können; nur durch die Liebe wollte sie es. Daher entdeckte sie mir ohne Hehl, wie weit ihre geheimen Kräfte sich erstreckten. So erfuhr ich, daß sie zwar sterblich sey, aber durch frühen Gebrauch wunderkräftiger Tränke ihr Leben bis auf die Dauer dreier Menschen-Alter verlängert habe. Alsdann verschwinde die Kraft ihrer Zaubermittel, und sie sinke in eine Mattigkeit, die in sanften Schlummer übergehe, aus dem sie nie wieder erwache. Keine andere Gewalt vermöge ihr das Leben zu rauben, keine Wunde sey ihr tödtlich, kein Gift gefährlich. Das Alter übe nur eine geringe Macht über sie, und der Tod sey ihr noch bei blühender Schönheit des Körpers beschieden, obwohl die erste frische Jugendlichkeit durch die Reihe langer Jahre verschwinde. — So lebte ich mit diesem süßen, sanften und doch erhabenen Wesen viele Jahre, und zu meinem Erstaunen gewahrte ich, daß auch ich in frischer Jugendkraft blieb. Ahnend befragte ich Waldhulden. Sie gestand mir, daß die Liebe, die uns vereinigte, mich zum Mitgenossen der Wirkung ihrer Zaubermittel

mache, sie gestand mir weiter, daß diese Theilung mit einem gleichen Verluste von ihrer Seite verbunden sey, so daß sie gleichsam an meiner Liebe dahinschmachtend starb. Dies erschütterte mich tief; jeden Tag, den sie mit mir lebte, weihte sie meinem Daseyn und raubte ihn dem ihren; und so war sie diese ganze Zeit für mich gestorben! — Hältst du es nun für möglich, Bernhard, daß ich undankbar gegen dieses liebendopfernde Wesen seyn könnte? und doch war ich's! —

Seit langer Zeit schon bemerkte ich an Waldhulden eine Traurigkeit und Unruhe, die sie mühsam bekämpfte. Endlich befragte ich sie, und da gestand sie mir weinend und erröthend: „„Mein Theurer, du hast schon seit langer Zeit den Wunsch geäußert, daß ein Sohn unsere Verbindung beglücken möge. Deine Wünsche bleiben unerfüllt, denn das Mutterglück ist mir auf ewig versagt.““ „Ist das eine Folge deiner Zaubertränke?“ rief ich erzürnt. „„O nein, mein Geliebter,““ antwortete sie sanft unter Thränen. „„Als ich deine Wünsche vernahm, mit denen die meinigen sich lange vereinigt hatten, beschloß ich, die geheimen Stimmen der Natur zu befragen, wann uns die Erfüllung derselben gewährt werden könnte. Und da erfuhr ich, daß der Himmel mich von diesem Glück auf ewig ausgeschlossen habe. Denn sonst hätten meine verjüngenden Tränke auch nicht wirken können, weil die Natur nur einem Weibe, das sich in ihren Kindern nicht neu erschaffen und ewig fortpflanzen kann, zum Ersatz die dauernde Jugend für eine längere Lebenszeit verleiht. Laß mich nun diese Jugend mit mir theilen, denn was wäre mir das Leben ohne dich! Seine Verlänge-

rung würde mir zur entsetzlichen Qual, wenn ich dich verlieren müßte. Nein, ich bringe die Hälfte meiner Tage dir liebend dar, verschönere du mir nur dafür die andere.“ Ich schloß die Weinende in meine Arme, doch hatte sich in mein Herz ein Gefühl des Unmuths geschlichen, welches ich schwer bekämpfte. —

9.

Bald darauf erhielt ich die Nachricht, daß einer meiner Verwandten, ein würdiger Greis, krank liege und mich zu sprechen begehre. Ich mußte mich deshalb auf einige Tage von meiner Waldhulde trennen. Ich nahm Abschied von ihr, doch sie war so bewegt dabei, so außer sich, daß sie im heftigsten Weinen mich durchaus nicht lassen wollte. Endlich mußte ich ihr versprechen nur noch die einzige Nacht, statt auf meinem Schlosse, mit ihr in ihrer Grotte, wie ich fast immer that, zuzubringen. Ich that es. Darauf wurde sie wieder ruhig und lächelte mich, noch mit strömenden Thränen, dankbar an. Sie war jetzt die Anmuth, die liebende Gutthätigkeit selbst. Als wir in die Grotte kamen, zog sie mich kosend nieder, war mit stets emsiger Freundlichkeit um mich her, bereitete mir ein sanftes Lager, ja, war fast demüthig wie eine Dienerin auf meine Wünsche aufmerksam. Ich sah es mit einer tiefen Rührung, aber doch mußte ich dabei denken: Und dieses liebe Wesen wird nie eine Tochter gebären, die ihr ähnlich werden kann! So leer wird die Grotte ewig bleiben, als sie jetzt ist! — Aber daran dachte ich nicht, wie unglückselig öde

sie der Armen erscheinen müßte, wenn auch ich sie verließe. Die Nacht verstrich uns beiden unruhig. Wenn ich mich stellte, als schlummere ich, so vernahm ich, wie sie leise weinte und seufzte; sobald ich aber Geräusch machte, verstummte sie und schien im Schlaf tief zu athmen. Endlich begann die Dämmerung grau und kühl heraufzusteigen. Ich erhob mich und trat vor die Grotte. Ein kalter Wind fuhr über das Gebirg, der Himmel war mit dunklen Wolken umzogen, die Kronen der Bäume wogten sausend hin und her, alle liebende Wärme schien im Busen der Natur erloschen zu seyn. Ich blickte düster vor mich hin; Waldhulde war mir gefolgt und schlang ihren Arm um meinen Nacken. „„Lebe wohl,““ sagte sie matt mit zurückgehaltenen Thränen, „„jetzt mußt du fort, ich selbst bitte dich, zu gehn.““ Ich sahe sie an, sie war blaß und matt, und trug auf der Wange die Spuren der verweinten Nacht. Doch bezwang sie sich und lächelte freundlich. „„In wenigen Tagen bist du wieder mein, auf ewig mein!““ rief sie halb seufzend, halb fragend. Ich antwortete ihr nicht, sondern drückte sie stumm an mich. Da brachen ihre Thränen strömend hervor, sie umschlang mich mit heißer Beklemmung, als wollte sie mich nie mehr lassen. Endlich wand ich mich los und stieg den Felsen hinunter. — In meinem Schloß war es schon lebendig, die Rosse standen gesattelt, ich ritt mit zwei Dienern hinweg. Die Sonne hatte jetzt die Nebel zertheilt, die Flur lag frisch vor mir, der Athem des Morgens wehte mich stärkend an und Heiterkeit drang wieder in mein Herz. Wenn mich aber der Weg durch ein Dorf

oder bei einer ländlichen Wohnung vorüberführte, wo Kinder spielten, oder eine Mutter mit einem Säugling auf dem Arm vor der Thüre saß, wurde mir allemal wehmüthig zu Muthe. Ich konnte dann fast einen Haß auf meine Waldhulde werfen und häufte schonungslos ungerechte Vorwürfe auf sie. Das Härteste dachte ich von der Unglücklichen, von ihrer Liebe, die mich doch so lange beglückt hatte. Ach, ich verkannte ihr zartes, sehnsüchtiges Herz, das der Liebe bedurfte, die es allein nährte und erfüllte. Ich dachte nicht daran, welch eine Lebenswüste die Arme durchwandern müßte, wenn sie sich nicht einmal an die tröstende Brust eines Freundes lehnen dürfte. Verschwunden war aus meinem untreuen Gedächtniß die Erinnerung an die eigne Gluth, mit der ich die Holde bestürmt hatte, an die Seligkeit, mit der ich die leise Widerstrebende zum ersten Mal auf jener Insel an die liebende Brust geschlossen. Alles, womit sie mir liebend, überreich, das Leben versüßt hatte, war vergessen, nur des einen gedachte ich, was meinem Glück fehlte, was die Schuldlose mir nicht geben konnte. — So ungerecht machen die Wünsche nach etwas Anderem gegen das, was man besitzt! — Ich will schneller fortfahren, mein Sohn. Meinen Ohm fand ich auf dem Sterbebette. Er sagte mir: „„Cuno, mein einziger Sohn ist in einer Fehde gefallen; auch mich wird der Tod bald hinwegnehmen. Du bist unseres Stammes Letzter und lebst ein einsames, ungeselliges Leben. Es ist meine Pflicht, unseres alten Geschlechtes Fortdauer zu befördern. Daher ermahne ich dich auf meinem Todbette, bald ein häusliches Weib

zu nehmen, damit der tiefgewurzelte Stamm unseres Hauses blühend forttreibe, und eine reiche Krone gen Himmel strecke. Noch ein theures Vermächtniß übergeb' ich dir sterbend. Bei mir wohnt meiner Schwester Tochter, ein zartes Mädchen, ohne Schutz, wenn ich dahin bin. Du mußt mir versprechen, der Beschützer ihrer Ehre zu seyn, wenn mich der Tod abgerufen hat.'" Ich versprach; er winkte einem Knappen, der das Fräulein in's Zimmer rief. Sie trat ein, eine sanfte, blond-gelockte, erröthende Gestalt, die mit leisen Schritten sich schüchtern vor dem fremden Ritter bewegte. — Ich blickte sie überrascht an, sie senkte furchtsam die Wimpern. „„Dieser Ritter,'" sprach mein Ohm, „„wird dich beschützen, Hildegard, wenn ich nicht mehr bin.'"

„Hildegard!" rief Bernhard. „Warum fällt dir der Name deiner Mutter, den du so oft gehört, auf?" fragte der Vater. „Also sie wurde meine Mutter?" entgegnete Bernhard sich fassend. — „Ja, mein Sohn, sie wurde es, und bald. Wie soll ich dir's beschreiben, mit welchen Banden mich ihre weiblich holde Anmuth, ihre Unschuld, ihr frommer häuslicher Sinn zu ihr zogen! Nie werde ich ihre unaufhaltsam hervorbrechenden Thränen vergessen, als der Ohm von seinem Tode sprach. Sie knieete an seinem Lager und küßte gebückt dem Greis die Hände, so daß ihr die weichen Locken verhüllend über die Wange fielen, und man ihren Schmerz nur noch an dem wallenden Busen bemerken konnte, der von tiefen Seufzern bebte. Und als der Alte gestorben war, wie reizend stand das blasse Mädchen im schwar-

zen Gewande am Sarge ihres väterlichen Freundes.

„Nun muß ich in's Kloster," sagte sie weinend. Aber ich ergriff ihre Hand und rief: „Nein, Hildegard, zu mir als meine Freundin, meine Gattin! Willst du?" Unter Thränen sprach sie ein bebendes Ja, und ich schloß sie fest an's Herz.

10.

Von dem Augenblick an war meine Ruhe verloren. So wie ich sie als Braut umfangen hatte, gedachte ich Waldhuldens, und die Reue lastete mir auf der Brust. Aber alles versöhnte der sanfte, liebende Blick deiner Mutter. Wir begaben uns nach einigen Tagen auf mein Schloß, wo ich die Hochzeit feiern wollte. Ich war es Waldhulden schuldig, und hatte mir es männlich, unerschütterlich vorgenommen, ihr selbst die Nachricht von dem, was ich gethan, zu bringen. Nicht feig wollte ich ihrem Zorn, ihren heftigen Vorwürfen, die ich vorauszusehen meinte, entfliehen. Ach, wie irrte ich mich! Am Morgen nach meiner Ankunft ging ich in den Wald nach ihrer Grotte. Schon fern erkannte ich sie an dem leisen Nebel, den sie wie einen Schleier um sich her zu weben wußte, um sich den Augen der Menschen zu verbergen. „Waldhulde!" rief ich. „„Mein Geliebter!"" tönte es aus dem Gebüsch und sie stürzte auf mich zu und umschlang mich mit heißester Inbrunst. „„So bist du mir endlich wiedergekehrt, mein Trautester! O sieh deine glückliche Waldhulde!"" rief sie

aus, und eine hohe Röthe der Wonne überflog ihr kummerblasses Gesicht. Zitternd hing sie an mir, ich wußte mich kaum zu fassen. Endlich sprach ich: „Waldhulde, ich liebe dich heiß und werde nie aufhören dich zu lieben, allein wir müssen uns trennen. Du bist aus dem Kreise der Menschen herausgeschritten, deine zauberische Mutter hat dich auf eine höhere Stufe der Wesen gehoben und den Sterblichen ferne gerückt. Aber nur das Gleiche verbindet sich dauernd. Ich habe eine Gattin heimgeführt, und die Treue, die ich ihr, die in blühenden Kindern meinen Namen fortpflanzen wird, geschworen, duldet es nicht, daß wir ferner zusammen weilen. Lebe denn wohl!" Todtenblaß sank sie nieder, schweigend, ohne Thränen. Ich konnte sie nicht verlassen. Endlich richtete sie sich auf und sprach sanft und erschöpft, daß mir die Worte das Herz zerrissen: „„Lebe wohl! ich zürne dir nicht. Jeden Tag meiner Liebe erkaufte ich mit einem meines Lebens; doch du willst mir's ja nicht gönnen, daß ich dir alle meine Tage weihe. Nun werde ich einsam wohnen im schaurigen Walde! — Ein blutiges Herz, vom Pfeile schmerzlich durchbohrt, wird an meiner Brust hangen; die Liebe flieht,— der Haß schlägt die giftige Wurzel in meinen Busen; — den Kampf werde ich beginnen mit den Thieren des Waldes, mit den heulenden Wölfen der öden Haide! — das wird Waldhuldens Thun seyn, die bisher nur liebte! — Weh! O, meine Mutter! Warum reißest du den Schleier von meinem Auge, warum wirfst du leuchtende Blitze in die Nacht des Künftigen! — Trübe Sterne wandeln durch den Himmel! — Nur

meine Liebe ist ewig; die Gattin wird Mutter werden und ihre Liebe theilen! — Dem Frevel zieht die Strafe nach! — Schon sehe ich die lieblichen Kinder! Das Herz des Mädchens blutet! Sie liegt bleich, sie ist glücklich, todt! Siehe, du Holde, mein Herz blutet noch, und ist schon so lange verwundet, und wird noch lange bluten! Lebe wohl!" " — — Schwärmend hatte sie, gleich einer Prophetin, die letzten Worte gesprochen; dann umschlang sie mit matt herabsinkendem Haupt einen Baumstamm. Eine Nebelwolke zog sich um sie her; Thränen verdunkelten mir das Auge; als ich wieder aufblickte, war sie verschwunden. Ich ging nach meinem Schloß. Der Abend nahte sich grau und kalt. Als ich aus den letzten Gebüschen hervortrat, hörte ich Waldhuldens Stimme. Da stand sie auf dem Hügel am Strom im Nebel der Abenddämmerung groß und ernst unter hohen Bäumen. Ein Wolfsmantel verbarg finster die leichten sonst so lieblich verhüllten Glieder. Ihre Locken fielen schwermüthig herab, auf der Brust funkelte es glühend, Pfeile ragten aus dem Köcher und ein graues Gewand, mit blitzendem Gürtel geknüpft, umfloß den Leib. Ernst blickte sie, voller Gram zu mir herüber, drückte dann beide Hände vor die Augen und ging in den Wald. Nebelwolken wogten nach und der Wind rauschte traurig durch die Bäume. — So kehrte ich heim, in der männlichen Brust die Reue und den Schmerz mühsam bändigend. —

Die fromme, liebende Demuth meiner Hildegard bewegte mich tief und tröstete mich endlich. Ihre schuldlose Seele hatte keine Ahnung

von dem, was in der Tiefe meiner Brust unruhige Wellen erregte. Sie war ganz ein liebendes Weib, das in den Pflichten der waltenden Ordnerin des Hauses ihre schöne Bestimmung lebte. Auch ihre Mutterwünsche wurden erhört, denn sie gebar dich. Da fielen mir die Worte Waldhuldens ein: die Gattin wird Mutter werden und ihre Liebe theilen. Denn fast schien es wirklich, als habe sich ihre ganze Liebe von mir auf den Säugling gewendet. Sie lächelte mich nur an, um auf das Kind aufmerksam zu machen, das sie mit stillem Entzücken betrachtete. Nach drei Jahren gebar sie mir eine Tochter, die ich aus einem dunklen Antrieb, das Andenken meiner Waldhulde geehrt zu wissen, und durch ein Zeichen, wenn ihr auch unbekannt, zu erkennen zu geben, daß mein Herz ihrer noch oft liebevoll gedachte, nach ihrem Namen benannte. Den Vorwand nahm ich von meiner Liebe zum Jagd- und Waldleben, das ich noch immer fortsetzte. Auch sie, sprach ich zur Mutter, möge sich dereinst in den heiligen Laubgewölben des Waldes wohler fühlen als unter der schweren Steindecke der Burggemächer. Wirklich geschah es so; denn das Töchterlein, welches von seltener Schönheit war, spielte mit nichts so gern, als mit grünen Zweigen, die du, mein Sohn, ihm brachtest. Denn du liebtest die kleine Schwester mit stürmischer Zärtlichkeit und drücktest sie oft mit den Knabenhändchen so fest an dich, daß das erschrockne Kind weinte. Ein reizenderes Bild habe ich nie wieder gesehen, als deine Mutter, wenn sie die blondgelockte Waldhulde mit den leuchtenden blauen Augen und dem zarten Roth der Wangen auf

dein Schooß wiegte, während du, an das Knie der Mutter geschmiegt, eine Hand des Schwesterleins ergriffen hattest und sie liebkosend drücktest und küßtest.

11.

Ich schien mir dann oft ein aus dem Paradies Verbannter zu seyn. Denn Waldhuldens prophetische Worte tönten mir beständig vor dem Ohr, und es war zu sehen, wie besonders das Mädchen die Liebe deiner Mutter so auf sich gezogen hatte, daß ich ihr gar nicht mehr da zu seyn schien. Sie redete mich nur an, um von den Kindern, von dem blühenden Töchterlein zu sprechen; sie winkte mir nur mit den Augen, um etwa auf euch zu deuten, wie ihr mit einander tändeltet, oder schlummertet. Aber jede Pflicht, die die Hausfrau, die Mutter, erfüllen kann, übte meine Hildegard fortwährend mit aufmerkender Sorglichkeit. So konnte ich mich nicht beklagen, aber ich war nicht glücklich. Auf eine wunderbare Weise wuchs indeß die Lust der kleinen Waldhulde an grünen Zweigen und an duftenden Feldblumen. Da dachte meine Gattin zum ersten Mal daran, mit ihren Kindern in den anstoßenden Wald lustwandeln zu gehn. Mich zu begleiten, hatte sie nie den Wunsch geäußert. Mißmuthig blieb ich im Schloß, denn auch mitzugehen lud sie mich nicht ein. In die Erinnerung verschwundener Tage versenkt stand ich gegen Abend einsam auf dem Söller und harrte auf die Rückkehr der Meinen. Da hörte ich plötzlich, — nie werde ich die Wehmuth vergessen, die mein Herz dabei bis in's Innerste durch-

drang — ich hörte den klagenden Gesang Waldhuldens durch die Stille des Abends ertönen. Mit thränenden Augen blickte ich nach der Gegend hinüber, aus welcher die Klänge zu kommen schienen. Da stürzte deine Mutter ängstlich aus dem Wald, dich an der Hand haltend, die Tochter auf dem linken Arm. Ich eilte hinab, ihr entgegen; sie stürzte mir an's Herz, athemlos. Erst nach vielen Fragen erzählte sie mir mit beängstigt unterbrochner Stimme: „„Bernhard spielte im Walde und brachte der Schwester Zweige und Blumen. Plötzlich sprang er freudig herbei mit einer glänzenden Schlange in der Hand. Die kleine Waldhulde griff vergnügt darnach, aber die Schlange zischte und wollte stechen. Erschrocken riß ich das Kind zurück. Zugleich aber trat eine Frau plötzlich von hinten her zwischen uns, faßte die Schlange, erdrückte sie und sprach zum Knaben: „Noch darfst du sie nicht tödten!" Darauf wandte sie sich und ging in den Wald. Erschreckt durch das Ereigniß und die Erscheinung eilte ich heim nach der Burg —"" Hier sank sie mir ermattet in die Arme; ich führte sie hinauf. An der Erzählung hatte ich wohl erkannt, daß Waldhulde die Retterin gewesen, und eine trübe Ahnung füllte mir den Busen. Doch schwieg ich. Von der Stunde an war mir aber die Ruhe verschwunden, denn die Reue drückte mich schwer und auch die Prophezeihung begann mich zu ängstigen. Ich sprach deshalb mit einem alten frommen Mönch, der mich tröstete und sagte: „„Wohl treffen dergleichen zauberische Wahrsagungen bisweilen ein, aber nur daher, weil der Mensch sie glaubt, und

um seinen Glauben zu rechtfertigen, unwillkürlich selbst an der Erfüllung arbeitet. Prüfe dich selbst; würdest du nicht, wenn dir gewahrsagt wäre, ein stürzender Baum würde dich erschlagen, von der Lust gestachelt seyn, dich unter manchen überhängenden Stamm zu stellen und zu versuchen, ob die Wahrsagung wohl Kraft hätte? Welch eine böse Lust ist dies anders, als die uns antreibt, frechwagend Kinder über einen Abgrund hinauszuhalten, oder selbst in die Kluft übergebeugt hinabzuschauen, bis wir endlich einmal von dem Schwindel gepackt werden, der wie der unsichtbare Arm eines bösen Geistes aus der Tiefe heraufzulangen und uns hinabzuziehen scheint? So werden wir wahnsinnig, wenn es uns prophezeihet ist, weil wir das Gespenst ewig ankommen zu sehen uns anfangs zwingen, zuletzt es wirklich zu erblicken meinen. Die Neigung, die höheren Mächte zu versuchen, ist dem Menschen ein furchtbarer, tief inwohnender Trieb, der alle Prophezeihungen in Erfullung bringt.“ “ Dies tröstete mich wirklich, denn in der That hatte ich schon den Versuch gemacht, ob vielleicht ein verborgner Haß oder ein blutiger Trieb in dir, mein Sohn, wohne, indem ich dich, scheinbar unbeobachtet, mit deiner Schwester allein ließ und dir ein Messer oder dergleichen zum Spiel gab. Allein gemeiniglich warfest du es weg und gingest zur Schwester, die du liebkoseteſt; oder du brachteſt ihr das blanke, gefährliche Werkzeug. Von Stund' an beschloß ich fest, diese frevelhaften Versuche zu meiden und der Zukunft mit Vertrauen entgegenzugehen. Aber der Himmel wollte es anders. Eines Morgens vermißte ich deine

Mutter an meiner Seite. Verwundert stand ich auf und sah das Bett der kleinen Waldhulde leer. Ich forschte, aber vergeblich, Mutter und Tochter waren spurlos verschwunden. Nach einigen Wochen sprach ein Pilger bei mir ein, der mir beim Fortgehen ein Pergament übergab mit dem Bedeuten, es erst nach Sonnen-Untergang zu lesen. Hier ist es noch, ich will dir's vorlesen: „„Trautester Gemahl und Herr! O wie wirst du zürnen, daß ich dich verlassen habe, aber die geängstigte Mutter konnte es nicht länger tragen, ihr Liebstes in ewiger Gefahr zu sehen. Seit jener Erscheinung im Walde hatte ich keine Ruhe. Du darfst sie noch nicht tödten! sagte die furchtbare Retterin meiner Tochter. Dies noch tönte ewig in meinem Herzen wieder. Noch nicht, aber vielleicht bald, dachte ich. Dreimal träumte ich, daß mir die Waldfrau erschiene und mich warnte. Auch du, mein Gemahl, sprachest im Schlummer dunkle Worte, in denen du den Namen Waldhulde, wunderlich verwirrt, bald deiner Tochter, bald jenem Weibe beilegtest. Daher ist mir der Name so schrecklich geworden, daß ich mein Kind nicht mehr so nennen kann. Viele düstere Ahnungen bestürmten meine Brust, als seyest du mit jener Frau, die vielleicht eine böse Zauberin ist, gefährlich verbunden, als sey mein geliebtes Kind ihre Beute. Und doch war sie mir wieder rettend und freundlich erschienen! In dieser wechselnden Mutterangst saß ich die langen Tage, wo du draußen jagtest, und betrachtete mein lieblich blühendes Kind mit den unschuldigen frommen Augen, wie es mich bittend anzusehen schien, als wollte es sagen: „„Mutter, du mußt

mich schützen vor dem wilden Bruder!" Der Knabe sprang auch beständig wild im Gemach umher und dann auf das Schwesterchen zu, das er heftig umschlang, als wollte er es erdrosseln, so daß ich es ihm oft entsetzt entriß. Und doch liebte die kleine Holde den wilden, ungebändigten Knaben so sehr und weinte, wenn ich sie trennte. Aber beständig sah ich sie blutend vor mir und Bernhard von ihrem Blute bespritzt. Diese ewige Vorstellung brachte mich fast zum Wahnsinn. Kein Gebet beruhigte mich. In dunklen, verworrenen Bildern wogte es Nachts und Tages um meine Stirn, wie ein Schwindel, der uns unaufhaltsam auf den Abgrund zutreibt. Fast war mir's, als müßte ich selbst dem Bruder die Hand führen, um die Schwester zu tödten! O, wie empfinde ich alles noch einmal, indem ich dir dieses durch einen frommen Klausner schreiben lasse. Ich mußte entfliehen, um eins meiner Kinder wenigstens zu retten. Lebe wohl und vergieb mir, wie ich den erbarmenden Gott täglich flehe, auch dir die Sünde zu vergeben, wenn du vielleicht das Unglück durch einen sträflichen Umgang mit der Zauberin verschuldet hättest. Forsche mir nicht nach, denn ich bin so tief verborgen, daß du mich nie auffinden wirst. Meinen Bernhard, den ich in der Todesangst des Abschieds noch liebend küßte, weihe in frommer Einfalt zum heiligen Klosterleben, zu dem ich auch deine Tochter weihen werde, daß der Fluch sich abwende von den Unglückseligen." "

12.

So war mein Lebensglück zerschmettert. In jener Gegend war meines Bleibens nicht mehr. Ich ließ das Schloß meiner Väter und zog hierher in den düstern Odenwald. In dem Feuer der Qual aber habe ich mich wie edler Stahl gehärtet und biete den Pfeilen des Schmerzes die eherne Brust. Daher bist du auch nicht dem Mönchsleben bestimmt, sondern du sollst ritterlich prangen und dein Geschlecht fortführen bis zu fernen Jahrhunderten. Um diesen Preis habe ich alles Leid geduldet, nicht leichtsinnig will ich ihn verschleudern!"

So endete der Greis und stand kräftig auf. Die Gluth im Kamin war verloschen. Die Ampel flammte nur noch matt auf, draußen war es finster und die Nachtstürme wehten in den Bäumen. Bernhard war tief erschüttert. Aber er faßte die Hand des kräftigen Vaters, der die Thränen bezwungen hatte, und rief: „Morgen, mein Vater, soll dein Leben wieder heiter werden. Die Banden der Liebe sollen dich noch einmal fröhlich umschlingen und den Ueberrest deiner Tage sanft ausschmücken. Ja, morgen, mein Vater, hoffe ich dir Freude zu bringen." Ernst schüttelte der Greis das Haupt, indem er wenig erwog, was die Worte des Sohnes andeuten sollten. Denn das Herz war ihm zu sehr auf die Vergangenheit gewendet. Er umarmte den Sohn noch einmal mit väterlicher Warnung und ging zur Ruhe.

Wie hätten tausend wechselnde Gefühle Bernhards Brust erfüllen müssen, wenn sie nicht von dem einen der Liebe ganz durchdrungen gewesen wäre. Dies ist aber ihre göttliche Natur, daß sie, wie die Sonne den ganzen Erdkreis erhellt und erwärmt, das Herz bis in die innersten Tiefen erfüllt. Und wie die kleinen Schatten der Berge und Bäume keine Nacht auf der Erde verbreiten können, so können die kleinen Mühen und Sorgen des Lebens die reine Seligkeit eines liebenden Herzens nicht trüben. Nur was dem geliebten Gegenstand droht, ist furchtbar. Und dem drohte ja nichts. Wehe dir Bernhard! Was ihr alle mit mir ahnet und fühlt, warum soll ich's nicht aussprechen? Zitternd sehen wir die Wolke nahen, in deren schwarzem Schooß der Blitz glüht, der uns das Theuerste zerschmettern soll. Wehe dir Bernhard! Die Orakel werden sich erfüllen und schrecklicher, als irgend ein Sterblicher es geahnt. Die Liebe erfüllt dein Herz mit leuchtender Lebensgluth, wie die Sonne den Erdenball hell bestrahlt! Weißt du aber, daß eben diese Sonne, wenn sie die Erde verlassen muß, eine unermeßliche Nacht über sie verbreitet, die verdunkelnd hinaufdringt bis an die Gestirne des Himmels? Unseliger! weil dich die Liebe auf den Gipfel des Lebens geführt hat, gähnt dir der nächtliche Abgrund um so tiefer. Unter deinem Blumenwege wird sich plötzlich eine Kluft jäh aufspalten, die dich verschlingt. Der Geliebten eilst du in die Arme und die Schlange des Entsetzens wird dir die Brust zermalmend umschnüren! —

Der Morgen brach an, freundlich und erquik-

kend, denn die Natur blickt mit ruhig lächelndem Antlitz auf die Schmerzen der Menschen. Bernhard zog stürmisch eilend hinaus, um die Geliebte zu begrüßen, die er heut dem Vater heimführen wollte. Sein Herz war voll seliger Träume! — Dem Vater hatte die Nacht nicht Ruhe gegönnt. Als er den Jüngling so heftig hinwegeilen sah, fielen ihm seine Glück verheißenden Worte von gestern ein. Vaterliebe, ahnende Sorge, oder vielleicht eine höhere Stimme gaben ihm ein, das Alter nicht zu achten, und dem Sohne zu folgen. Doch entschwand der von Liebe Gespornte bald seinem Blick. Nur die thauige Spur auf dem frischen Rasen diente ihm seine Schritte zu leiten. Aber Bernhard stand schon nah an dem lieblichen Brunnen. Siehe, Hildegard winkt ihm schon aus der Ferne liebend entgegen. Er eilt stürmischer und sieht nicht, daß eine blasse, edle, weibliche Gestalt ihm aus dem Gebüsch entgegentritt. O Entsetzen! er erblickt Hildegard, wie sie, erschreckt vor einem ungeheuren über die Büsche hinweg sich bäumenden Wolf, zitternd zurückspringt. Der Pfeil liegt auf der Sehne, o Glück, er soll die Geliebte retten. Da fällt dem Schützen die fremde Frau mit dem Ruf der Angst: „Halt ein! du tödtest meine Tochter!“ in den Arm. Gestört, unsicher entschwirrt das Geschoß, ein Schrei des Schmerzes tönt durch den Wald, die Geliebte sinkt nieder und vor ihr, über sie gebeugt, steht Waldhulde. Entsetzen lähmt Bernhards Fuß; betäubend tönt der Weberuf der ohnmächtig niedersinkenden Mutter in sein Ohr. Doch Hildegard winkt sterbend und er wankt, sich ermannend, mit der leblosen Mutter

in den Armen zu der Geliebten, die erblassend auf dem Rasen sitzt, in Waldhuldens Schooß gelehnt. — Vergeblich öffnete sie die Lippen zu einem sanft vergebenden Wort; die durchbohrte Brust hatte nicht mehr so viel Athemzüge. Nur die Hand reichte sie dem Verzweifelnden mit einem schmerzlich lächelnden Blick, der schon halb nach dem Himmel gerichtet war. Da erwachte auch die Mutter und warf einen Blick des Entsetzens auf Waldhulden. „Sie ist es!" ruft sie aus und sinkt zurück. Bernhard umfaßt sie, ihr Auge fällt auf einen Ring an seiner Hand, sie bebt, erblaßt, verstört blickt sie umher, endlich bricht sie aus: „Die Zeichen treffen ein, es ist mein Sohn, der meine Tochter getödtet." Da war der alte Cuno durch die Büsche herausgetreten, er vernahm die Schreckensworte und stand gefesselt, denn er erkannte die Gattin und die Geliebte. Waldhulde aber richtete sich auf, blickte empor und sprach: „Trübe Sterne stehn am Himmel! Nur meine Liebe war ewig; die Gattin wurde Mutter und theilte ihre Liebe. Dem Frevel ist die Strafe nachgezogen! Siehe jetzt die lieblichen Kinder! das Herz des Mädchens blutet! sie liegt bleich, sie ist glücklich, todt! Siehe, du Holde, mein Herz blutet noch und ist schon lange verwundet, und wird noch lange bluten! Lebe wohl!"

13.

Darauf zog sie ihre Nebelhülle um sich her, es rauschte in den Bäumen, der Weiher wogte dunkel und unruhig auf, die Sonne verdunkelte

sich; Waldhulde war verschwunden, Hildegard hatte geendigt. Bernhard knieete vor ihr und benetzte ihre Hand mit Thränen. Da war es ihm, als flüstere sie ihm zu: „Bringe mich hier zur Ruhe und sey der Wächter meiner Gruft.“ Sanft gefaßt trat er vor die Aeltern und sprach: „O Mutter, die du den Vater verlassen, kehre nun zurück zu ihm, und ihr beide meine Aeltern entbehrt duldend der Kinder, weil ihr schuldig geworden für sie. Das wird den Himmel sühnen. Ziehet hinab und erwartet, ohne mich oder ihren Hügel wiederzusehn, unten im Schloß Euer Ende. Dieser Arm aber, zu schwerer That bestimmt, soll keine Waffe führen; unser Geschlecht muß erlöschen, denn wir sind nicht reuig, wenn wir den Lohn der Fehlthat nicht opfern. So will ich denn hier die Schwester, die Geliebte bestatten, und als Klausner ihren Grabhügel bewachen und pflegen.“

Und so geschah es. Die Aeltern zogen hinab und ertrugen ihr schmerzliches Daseyn mit Geduld, bis sie der Himmel abrief. Er ließ sich aber bald erflehen. Bernhard betete, abgeschieden von der Welt, als frommer Klausner am Grabe der Theuren. Kein Laut des Lebens drang zu ihm. Nur in der späten Stille der Nacht vernahm er bei düsterm Himmel bisweilen das wehmüthige Lied Waldhuldens. —

Schon war er ein Greis geworden und hatte seit Jahren nicht mehr das Lied gehört. Er glaubte ihren Schmerz geendigt und pries sie glücklich. Da tönte es in einer lauen mondhellen Frühlingsnacht auf einmal näher und eindringender als jemals, aber sanfter und beruhigender, und er vernahm deutlich die Worte:

Lebt wohl denn, ihr alternden Kronen,
Ihr Wasser, erbrausend im Thal;
Ich werde nun anderwärts wohnen,
Gestillt ist die schmerzliche Qual.
Mein Lied wird euch tönend verhallen,
Wie aufwärts die Seele sich schwingt,
Wo tröstend aus seligen Hallen
Das Licht der Gestirne uns blinkt.
Wohl mir, die Klage, die Thränen,
Das Hoffen, das Sehnen
Erhöret!

Leise verhallte der Ton; in den Bäumen rauschte es flüsternd; der Nebel draußen sank silbern nieder; der Mond blickte hell und sanft durch das reine Blau; ein leises Wehen bewegte die milde Luft und kräuselte den klaren Weiher. Bernhard trat hinaus. — Da saß Waldhulde auf dem Rasenhügel, unter dem Hildegard ruhte. Er trat näher, sie schlummerte, ohne wieder erweckt werden zu können. Bewegt grub er dem liebenden Wesen neben der Geliebten die kühle Stätte und erwartete sitzend auf den Gräbern die Morgensonne, die ihm nicht wieder unterging, denn der Himmel rief nun auch ihn, der unschuldig, aber fromm geduldet, belohnend hinauf in das ewige Licht.

* * *

Kommst du, Wanderer, jetzt in das stille Waldthal am Neckar, wo der klare Brunnen (dem die Nachkommen nach mannigfach verschiedener Erzählung der Sage den Namen des Wolfsbrunnen gegeben) aus dunkel umbüschtem Wei-

her murmelnd hervorquillt, so suche nicht mehr nach den Gräbern der Leidenden, der Liebenden. Denn mit überhinrauschendem Fittich hat die Zeit den Sand der Hügel verweht und Blumen sprießen überall aus dem Boden. Nur die Töne der Klage, die am schnellsten verhallen möchten, sind durch die Lippe der an der einsamen Wiege der Geschlechter wohnenden Sage in ferne Jahrhunderte herübergeflüstert worden. Von ihr vernahm der Dichter, der um die verschleierte Verkünderin der Zukunft aus der Wahrheit des Geschehenen buhlt, einige unverknüpfte Laute, die aber, wie der Windzug die Aeolsharfe, die Lyra harmonisch berührten. Da ergriff ihn der Geist, und die sibyllinischen Erzählungen, die aus der Vorzeit verhallend herübertönten: von einer Prophetin, die, dort hausend, durch eine Wölfin zerrissen wurde, von einem trostlos durch die Wälder schweifenden Ritter, der sie geliebt, von einem einsam am Born wohnenden Klausner: diese knüpfte er, die innere Verbindung ahnend, zusammen, und ließ sich von dem begeisternden Gott die geheimen Fäden zeigen, die die zerrißnen Blüthen zum Kranze verbunden hatten. Und so gab er Euch das, was Ihr gelesen. Und er darf von dem Schönen darin sprechen, weil es ihm nicht eigen zugehört, sondern ihm nur von einem milden Gott zur Verkündung gegeben worden; und er darf dem Irrthum Verzeihung hoffen, weil es das Schwerste ist, den offenbarenden Gott zu verstehn.

Aus dem Romane:
1812.

Ein rauher, eisiger Wind erhob sich gegen Abend. So dicht sich die ermüdeten Krieger um die Feuer lagerten, dennoch erstarrten ihnen fast die Glieder da, wo sie nicht der Flamme zugewandt waren. Mit Sehnsucht wurde die Morgenröthe als das Ende dieser Qual erwartet. Endlich ertönte der Ruf der Trompeten und Trommeln zum Aufbruch. Doch grade jetzt erst hatte der Schlaf angefangen, die Uebermacht über Kälte und Hunger zu gewinnen, und jetzt mußten sich die durch Marsch und Wachen Uebermüdeten mit Gewalt emporreißen. Viele waren selbst durch starkes Rütteln und Anrufen nicht in Bewegung zu setzen, so lähmten ihnen Kälte und Ermüdung die Glieder. Als sie endlich auf den Füßen standen, schwankten sie mit versagenden Knieen einige Schritte, fielen aber, bei der geringsten Unebenheit des Bodens taumelnd, wie betäubt wieder zu Boden. Rasinski trat auf eine Erhöhung, wo er die Feuer seines Bivouacs übersah. „Hieher, Freunde," rief er mit fester Stimme, „hier versammelt Euch um mich! Auf, auf, zu Pferde!" Ihn schüttelte selbst noch der Nachtfrost, doch er

bezwang die Natur mit seiner festen Willenskraft, um den Muth der Leute zu beleben.

Als die Stelle des Antretens genugsam durch viele Herangekommene bezeichnet war, ging er an den einzelnen Lagerfeuern umher, wo einige Säumige und Schwächere noch verweilten, und sprach ihnen Muth zu. „Rafft Euch zusammen, Kinder! Die Nacht war rauh, aber der Tag wird besser seyn. Wenn Ihr erst in Bewegung seyd, werdet Ihr Euch auch erwärmen. Das Frühstück war mager, aber ich habe es ohne Vorzug mit Euch getheilt, und Ihr seht, ich bin wohl auf. Verliert nur den Muth nicht. Wir haben ja schon manchen bösen Tag zusammen überdauert, wie sollte Euch heute der Muth sinken! Ein Pole verzagt nicht!“

So zusprechend ging er durch die Reihen; sein Wort, ja schon sein bloßer Blick belebte den gesunkenen Muth der Leute. Bald saßen sie Alle zu Pferde und begannen den Marsch.

„Es wird heute spät Tag werden,“ sprach Bernhard zu Ludwig; „der Himmel muß dicht in graue Wolken gehüllt seyn, denn es ist kein Stern zu sehen.“

Der Wind ist übrigens verteufelt rauh. Ich wittere so etwas, als stecke Schnee in der Luft.

In der That wehte ein scharfer, eisiger Wind aus Nordwest her den Marschirenden entgegen. Nach einer Stunde hatte er schon das Angesicht bis zum Schmerz erkältet, doch schien er noch an Heftigkeit zuzunehmen.

Endlich dämmerte der Tag; aber was er enthüllte, konnte das stille Grauen der Nacht nur erhöhen. Dichtes schweres Gewölk zog über den

Himmel dahin und schien mit jedem Augenblick sich tiefer zu sammeln. Ueber den Spitzen der die Straße begleitenden Fichtenwälder streifte der Nebel schon ganz nahe hin, so daß er die Gipfel der höchsten Bäume fast berührte. Er senkte sich mehr und mehr.

„Es ist noch Hoffnung, daß wir einen klaren Tag bekommen," sprach Ludwig zu Rasinski.

„O ja," antwortete dieser rasch und zuversichtlich, glaubte aber das Gegentheil, weil er den Unterschied des russischen und des deutschen Winters kannte.

Die Dünste fielen nicht in Tropfen nieder; sie sanken nicht vor der steigenden Sonne herab, um einen heitern Himmel zu enthüllen, sondern sie verdichteten sich mehr und mehr und schwebten, in langsamen Kreisen ziehend, in der Luft. Es wurde einige Zeit windstill; in diesen wenigen Augenblicken aber stieg die Kälte auffallend, und darauf erhob sich der Wind wieder mit erneuerter Kraft und streifte mit eisig kalten Flügeln überhin. Plötzlich schienen die schwebenden Dünste gleichsam zu zerrinnen und sanken als dichter Reif herab. Aus höhern Luftregionen fielen einzelne große Schneeflocken nieder, und ehe man noch Zeit gehabt hatte, über die schnelle, seltsame Veränderung zu erstaunen, schien der ganze Dunstkreis in Schneeflocken aufgelöst, die, vom Winde getrieben, wirbelnd und stäubend die Atmosphäre erfüllten.

Mit Entsetzen sah der Soldat sich plötzlich vom Winter ringsum überfallen. Als habe er arglistig einen Hinterhalt gelegt, so schnob er von allen Seiten heran und warf das unermeßliche

Netz über seine Beute hin. Der Schnee fiel so dicht und scharf, daß man ihn wie stechend auf der Wange empfand, bis diese in verklammender Erstarrung fühllos wurde.

Mit einem stummen Grauen zogen die Schaaren der Krieger dahin. Das feste Land schien in wenigen Minuten in ein starres, pfadloses, unbegrenztes Meer verwandelt. Wie sollte sich der Ausweg aus dieser Wüste zeigen, wo man keine Sonne, keinen Stern, keine fernen Berggipfel oder Thürme mehr entdecken, keine Straße gewahren konnte? Die Krieger, welche seit zwanzig Jahren von den Pyramiden Aegyptens und der syrischen Wüste bis an die Mündung des Tajo, von den Gebirgen Calabriens bis zu dem brausenden Belt, von den Pyrenäen bis an den Fuß des Ural die Erde kämpfend durchzogen waren und der Gefahr überall ein trotziges Auge gezeigt hatten, sie empfanden etzt zum ersten Male das kalte Gespenst des Entsetzens in ihrer Brust und starrten mit ahnungsvollem Erbeben in das wirbelnde Chaos über ihrem Haupte hinauf, woher die flockigen Gewölke aus unabsehbarer Höhe wie ein schwärzlicher Insektenschwarm herniederstäubten. Das mit Schnee bedeckte und mit unheimlicher Schnelle gewebte Leichentuch deckte rings die Erde; es hüllte Flur und Wald in seine kalte Umarmung ein, und was es berührte, schien der Tod mit ewiger Erstarrung zu lähmen.

Wie ein sich immer erneuendes Zaubergespinnst spannte es sich zugleich vor die Füße und webte jeden Schritt in die arglistigen Schlingen seiner losen Fäden ein. Nicht eherne, unzerreißbare Fesseln legte es um den Fuß, aber es erschöpfte

in der tausendfach wiederholten Anstrengung, das leichte Band zu sprengen. Langsam war die Folter, aber das Opfer gewiß; es stürzte nicht unter einem zermalmenden Keulenschlage, sondern es sank allmählig unter einer Bürde zusammen, die von Secunde zu Secunde nur um Atome wachsend, endlich aber doch jedes Maß der Kräfte weit überragte.

Bernhard suchte das stumme Grauen, welches er in seiner eignen Brust empfand und in den Zügen aller seiner Kameraden las, wegzuscherzen. „Ich wollte die Fabel im Herodot hätte Recht," sprach er, „wo es heißt, in Scythien verdichte sich die Luft häufig durch herabflatternde Federn so, daß ein Reiter die Ohren seines Pferdes nicht mehr sehen könne. Nicht übel wär's für den Bivouac, wenn wir Eiderdunen genug vorfänden, um uns ein warmes Nest zu machen!"

Rasinski, der ernst blieb, aber die muthige Haltung seiner Züge nicht verlor, freute sich, daß Bernhard seinem Bestreben, eine rüstige Stimmung aufrecht zu erhalten, entgegenkam. „Haben die Alten das wirklich geglaubt?" fragte er lächelnd.

„Herodot nicht so ganz; wenigstens hat der alte Graubart etwas von der Wahrheit gewittert," antwortete Bernhard. „Er conjecturirt, es möge wohl Schnee seyn, wovon die Thracier fabelten, denn er habe es auch einmal schneien sehen!"

„Einmal! Der glückliche Jonier!" rief Ludwig fast unwillkürlich aus.

„Es ist mir auch so lieber," antwortete Rasinski absichtlich laut, „ich würde schlechte Soldaten haben, wenn es Eiderdunen schneite. Sie wären unser Capua. Mit den Kriegern, die sich

durch den Schnee der Alpen die Bahn gebrochen hatten, schlug der alte Afrikaner die Römer vom Ticinus bis Cannä!"

„Nun, das Capua haben wir vor der Hand nicht zu fürchten," warf Bernhard hin; „hier sieht's nicht nach Orangenhainen aus."

Indessen verdichteten sich die Schneemassen mit jeder Minute. Nicht zufrieden mit denen, die er aus den Gewölken herabschüttelte, jagte der Sturm sie auch von dem Boden empor und stäubte sie so den Kriegern in's Angesicht. Von allen Feldern und Hügeln trieb er die wirbelnden Säulen heran und füllte die Schluchten und gesenkten Stellen aus, durch die sich die Straße zog.

„Man sollte glauben, so viel Tausende würden sich bald eine feste Bahn treten," sprach Ludwig, „aber wir finden vor uns fast keine Spur und hinter uns lassen wir auch keine zurück, so schnell verweht sie der Sturmwind und bedeckt sie der neu fallende Schnee."

Der Zug stockte. Anfangs glaubte Rasinski es sey nur ein Aufenthalt von einigen Augenblikken, wie dies bei langen Marschcolonnen öfter eintritt. Doch bald merkte er, daß ein ernsthaftes Hinderniß obwalten müsse, denn die Stockung dauerte länger und länger. Ein Adjutant kam endlich auf seinem ermatteten Pferde mühselig durch den Schnee herangalopirt und redete Rasinski an. „Ich bringe Ihnen den Befehl, mein Obrist, sofort die Hälfte Ihrer Pferde zu stellen, um sie vor die Geschütze zu spannen. Sie können nicht mehr vorwärts in dem tiefen Schnee. Vor uns liegt ein Defilée, wo der Sturm ihn manns

hoch zusammengeweht hat. Die Sappeure müssen uns erst Bahn machen."

„Die Cavalerie soll absitzen?" fragte Rasinski mit betroffenem Erstaunen.

„Es ist eine harte Nothwendigkeit, aber der Befehl geht durch alle Regimenter. Sogar die Garde du Corps müssen anspannen und zu Fuß gehen. Sättel und Gepäck bleiben auf den Pferden; die Leute können sie begleiten."

Rasinski sah ein, daß er sich nicht weigern könne, doch kostete es ihn eine schwere Ueberwindung, seine des Gehens ungewohnten Leute ihrer Pferde zu berauben. Allein er ließ nichts von diesen Empfindungen merken, sondern behandelte diesen Fall, wie alle, mit Ernst, aber als etwas Gewöhnliches. Ohne Zögern commandirte er daher: „Erste und zweite Schwadron! In Sectionen, rechts schwenkt! Marsch!" und ließ sie aus dem Regiment hinaus in die Straße reiten. Jetzt schwenkten sie in halben Sectionen ein und folgten nun unter Rasinski's Führung dem vorreitenden Adjutanten. Sie mußten ihre Pferde je zu zwölf und zwölf an die Kanonen der nächsten Batterie spannen, was freilich in der Noth nur mit Seilen und schlechten Brustriehlen geschehen konnte. Die Leute gingen zu Fuß nebenher. „Ihr thut heut die Arbeit," sprach Rasinski; morgen werden Eure Kameraden sie thun."

Auf diese Weise wurde es möglich, die Artillerie fortzuschaffen. Aber dennoch nur mit der größten Mühe; denn die Räder schnitten bis an die Achsen in den Schnee ein, der sich in einen, mit dem Sande des Bodens gemischten, zähen

Mulm verwandelte, ohne sich festzufahren. Peitschenhiebe und Flüche schallten durch die Lüfte. Vor manchem Geschütz sah man zwanzig, dreißig Pferde! Und dennoch mußte die Kraft der Menschen den erschöpften Thieren zu Hülfe kommen.

Aeußerst langsam rückte die schwere unbewegliche Masse vorwärts. Nicht allein an der Artillerie lag es, sondern Pferde und Menschen ermüdeten gleich, in dem immer höher steigenden Schnee. Nach wenigen Stunden trat schon die äußerste Erschöpfung ein. Die Ordnung in den Regimentern löste sich auf, je nachdem die Leute mit geschwächten Kräften zurückblieben. Bald marschirten Viele nicht mehr auf der Straße fort, theils weil man sie in dem Gestöber und in den verwehten Spuren verlor, theils weil Jeder einen bessern Pfad auszufinden suchte. So oft sich daher eine höher gelegene Stelle zeigte, an welcher der Sturm das Feld vom Schnee gereinigt hatte, drängten die Massen darauf zu, um nur eine kürzere Zeit der Erleichterung zu haben. Aber sie wurde von Vielen furchtbar gebüßt; denn hinter der Erhöhung folgten oft tiefe Erdspalten, oder doch steile Einsenkungen, die, durch den Schnee trügerisch gefüllt, dem ebenen Boden gleich zu seyn schienen. Die Krieger stürzten plötzlich bis an den Leib, bis an die Schultern hinab; Andere folgten, weil das kalte Stäuben der Flocken, die ihnen der Sturm in's Gesicht trieb, sie blendete, unwillkürlich nach und stürzten über den Kameraden hin, oder drückten ihn noch tiefer in das kalte Grab hinein. So sah man oft Drei, Vier plötzlich übereinander hinsinken und im Schnee

verschwinden. Wenige arbeiteten sich empor; den Meisten versagte die Kraft; das Gewehr oder die Waffe, mit der sie sich zu helfen suchten, entsank den erstarrten Händen; sie wollten einige Augenblicke rasten, um Athem zu schöpfen. Dann lähmte die Kälte ihnen die Glieder, sie riefen wohl mit ersterbender Stimme um Hülfe, aber Niemand hörte sie im Geheul des Sturms, oder das eigne Elend der Meisten war schon so hoch gestiegen, daß sie, wie in einem allgemeinen Schiffbruch, nur an die eigene Rettung dachten. Die ersten Opfer, die auf diese Weise fielen, erfüllten die Brust mit schneidendem Jammer. Als aber die Zahl sich mehrte, als sie mit der einbrechenden Dunkelheit in die Hunderte, die Tausende stieg, da stumpfte sich der scharfe Schmerz ab und nur noch ein mitleidiger Seufzer galt Denen, welche in der kalten, grausenden Umarmung erstarrten, und vergeblich die Hände nach Rettung ausstreckten. Sterbend wandte sich ihr Blick dem Vaterlande, den vorüberziehenden Kameraden zu, noch ein leises Aechzen entquoll der erschöpften Brust, dann hüllte Nacht ihr Auge ein, und die Qual war von ihnen genommen. Andere sanken vor Ermattung und Erstarrung zu Boden, auch ohne in jene trügerischen Tiefen zu stürzen. Eine leichte Hülle wurde ihre Gruft, der fortwährend fallende Schnee überdeckte sie mit seinem Leichentuch. Anfangs bezeichnete noch eine leise Erhöhung die Stelle, wo der Todte lag, aber bald stellte sich die unterschiedlose Wüste wiedrr her und jede Spur seines Daseyns war verschwunden.

Jetzt wurde es völlig Nacht; aber kein leuchtendes Sternbild erhellte sie. Nur düsterer um-

wölkte sich der Himmel und schüttete fortwährend das eisige Verderben über die Erde aus. Der Sturm erhob sich rauher, kälter. Das Auge unterschied kaum noch die Bahn für die nächsten Schritte; wer sich zur Seite entfernte, wer zurückblieb, der verschwand in der Tiefe der Finsterniß. Strauchelte sein Fuß, so verschlang ihn die unabsehbare Schneewüste, und sein sterbendes Auge starrte nur in die dunkle Sturmnacht hinein. Kein Freund, kein treuer Kamerad ruft ihm ein Lebewohl zu; keine Hand reicht sich ihm zum Abschiede. Vergebens sehnt sich die brechende Brust zu den Lieben, zu der Heimath hinüber! Nicht um sie glücklich zu erreichen, denn zu dieser überschwenglichen Hoffnung hat das Herz nicht mehr die Kraft; nur einen letzten Gruß der Liebe möchte es empfangen, nur nicht so fürchterlich allein in der schauerlichen Umarmung des Todes erstarren!

Vergebens! Dein brechendes Auge starrt umsonst hinauf zum Himmel, das krampfhafte Beben deiner sterbenden Brust rührt ihn nicht mehr! Taub ist er dem Jammer der Verzweiflung, taub dem Flehen der Todesangst. Flüche und Gebete schlagen gleich machtlos von seiner ehernen Wölbung zurück. Geschlossen sind die Pforten der Gnade; das gigantische Rad der Vergeltung rollt zermalmend über die Erde.

Endlich lag Smolensk, das viel verheißene, ersehnte Ziel der Mühen, vor den Blicken der Krieger, und stieg mit seinen schwarzen Mauerzinnen und Thürmen finster über dem Schneegefilde empor. Dort sollt ihr Obdach finden gegen die Winterstürme; dort wird der gierige Hunger, der in euren Eingeweiden nagt, gestillt werden; dort sollen die erstarrten Glieder Wärme, die überspannten, schmerzenden Muskeln Ruhe, todesmatte, erschöpfte Kraft des Geistes Stärkung finden.

Nicht die zehntausend wandernden Griechen sahen so freudig den Spiegel des heimischen Meeres vom Gebirge her glänzen, nicht Columbus' verzagende Mannschaft begrüßte die Küste des neuen Welttheils mit solchem Freudendank gegen den Allmächtigen, als die vom Grimm des Winters, des Hungers und der Todesermattung verfolgten Krieger die Mauerzinnen der Stadt erblickten, wo ihnen das Ende der Mühsal verheißen war. Ein Schimmer der Freude überflog die bleichen, hagern Gestalten, ein letzter Anflug des Muthes und der Kraft kehrte in die entkräfteten Körper zurück.

Schon war man auf eine Stunde Weges den Mauern dieser Feste nahe gekommen, als man von beiden Seiten der Straße, anfangs einzeln, dann in größern Trupps, die verhungerten gespenstigen Gestalten Derjenigen gewahrte, die ihre Waffen verloren oder weggeworfen hatten und, weil schon die Bande der Ordnung und des

Gehorsams überall zerrissen waren, die Hoffnung hegten, sie würden einzeln, willkürliche Wege wählend, sicherer durch die Wüsteneien des Schnees und der Wälder dringen, als wenn sie bei der Masse blieben, für die niemals Das ausreichte, was man auf einem Fleck versammeln konnte. So waren denn Tausende wie Räuberhorden dem Heere bald vor-, bald nachgezogen, bald hatten sie es zur Seite umschwärmt. Die Wuth des Hungers in dem gierigen, von Entzündung glühenden Auge, schwarz von Rauch und Erde, in Lumpen gehüllt, warfen sich diese Schaaren gleich den Harpyen über Alles her, was sie berührten. Keine vernünftige Stimme zügelte ihre bis zum Wahnsinn gesteigerte Begierde. Fanden sie irgendwo eine Speise, so fielen sie mit der Wuth des Raubthiers darüber her und verschlangen sie mit so rasender Hast, daß die Meisten, wie an genossenem Gift, gleich darauf unter wilden Qualen zuckend zu Boden stürzten und den Geist aufgaben. Doch kein Beispiel schreckte die später Heranbringenden ab; wie von blindem Wahnsinn getrieben, stürzten sie sich in dasselbe Verderben, das ihre Kameraden vor ihren Blicken getödtet hatte. Ja, selbst das Geheul und das Aechzen der noch zuckenden Sterbenden schreckte sie so wenig zurück, als es ihnen auch nur noch einen Blick des Mitleids abgewann. Das Elend hatte die menschliche Natur in diesen Unglückseligen zur entsetzlichsten Entartung geführt; Jeder kannte nur sich selbst, nur den nächsten Augenblick; denn die Qualen der Gegenwart waren zu fürchterlich, und Alles, was diese stillte, erschien als ein nicht zu fassendes Glück, wenn-

gleich in der nächsten Minute das doppelte Elend dafür hereinbrach. Diese grauenhaften Gestalten erschienen plötzlich, zu dunklen Schwärmen zusammengerottet, wie sie aus den nächsten Wäldern, durch die sie ihren Weg genommen hatten, zufällig früher oder später auf die Straße geriethen. Eine Viertelstunde vor der Stadt häuften sich die Andrängenden so, daß die noch geordneten Corps der alten und der jungen Garde sich nur mit Mühe die Straße zum Marsch freihielten. Jetzt zogen sich die Thalränder, die die Ufer des Dnieper bilden, näher zusammen und beschränkten die Straße. Von beiden Seiten zeigten sich diese entsetzlichen Rotten auf den Höhen. Sie versuchten auf den beschneiten, beeisten Abhängen hinunterzuklimmen, um die Straße zu erreichen, doch die schwache Kraft der Füße leistete ihnen den Dienst, wozu rüstige Gewandtheit gefordert wurde, nicht mehr. Sie stürzten über einander hin, die Abhänge hinab, und rötheten den Schnee mit dem Blut ihrer von den rauhen Eissplittern zerrissenen Hände und Wangen. Unter jammerndem Geheul rollten sie in die Tiefe, vermochten aber nicht mehr, sich von dem Sturz aufzurichten, sondern blieben betäubt am Wege liegen. Jetzt sah man die Thore der Stadt. Selbst unter den in dem eisernen Gesetz des strengsten Gehorsams fest eingewachsenen Corps der alten Garde ließ sich jetzt die Ordnung nicht mehr erhalten, sondern gleich hungrigen Tigern auf die Beute, wollten die Einzelnen aus den Reihen hervorstürzen, um zuerst den Zufluchtsort zu erreichen; denn schon hatte ein Theil jener Horde Verhungernder, die ohne Führer und Ordnung durch die Wälder

gedrungen waren, die Stadtmauern erreicht und drängte sich in schwarzem Gewimmel um dieselben her. Doch bei dem Anblick dieser hohläugigen Gestalten, in den seltsamsten Trachten, wie Noth und Zufall sie erfinden, bei ihrem krampfhaft gierigen Andrängen, hatte man in der Stadt gefürchtet, und mit Recht, sie würden wie eine Schaar hungriger Wölfe über die Vorrathsmagazine herfallen und überall plündernd und zerstörend einbrechen. Deshalb wurden ihnen die Thore des verheißenen Asyls geschlossen, und ohnmächtig wütheten und jammerten sie vor den unerbittlichen Mauern um Einlaß.

Schon mehrere Stunden hatten viele dieser Unglücklichen, vom Frost erstarrt, vom Hunger gefoltert, im Angesicht der Rettung vergeblich um Hülfe und Erbarmen gerufen. Die Meisten waren in Verzweiflung und Erschöpfung niedergesunken und durch die immer grimmiger werdende Kälte schon getödtet.

Die geordneter heranrückenden Truppen vernahmen das gräßliche wilde Geheul um Speise, welches sich mit herzzerschneidenden Lauten des Jammers mischte. Jetzt überkam auch sie die Angst, daß es ihnen ebenso ergehen möge, daß man hier Gewalt brauchen müsse und nur Derjenige Labung finden werde, der zuerst raubend einbreche. Darum stürzten sie aus den Reihen hervor und suchten, so viel die erschöpften Kräfte ihnen gestatteten, einander vorauszueilen, um den Ort des Heils zu erstürmen, und was er darbieten konnte, mit gewaltsamer Hand zu erbeuten.

Der Marschall Bessières warf sich vergeblich Denen, die den Gehorsam aufkündigten, entgegen,

umsonst suchten die Offiziere sie mit Gewalt zurückzuhalten. Das Getümmel drohte schon sich fort durch die ganze lange Colonne zu verpflanzen, als plötzlich der Kaiser in den vordersten Reihen erschien, und mit einem Wink Halt gebot. Die Ehrfurcht vor der geheiligten Person des Feldherrn, an den sich in dieser Zeit der Drangsale das letzte Vertrauen hing, fesselte selbst die Verwegensten.

„Soldaten, kehrt in Eure Reihen zurück", sprach er streng, aber ruhig, und fand augenblicklichen Gehorsam.

Er selbst ritt jetzt an die Spitze der Truppen, und in düsterer Stille, aber streng geordnet rückten die Krieger in die Festung ein.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

МОСКВА

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Biographische Skizze 5

Ausgewählte Gedichte.

Luftschlösser 9

Lied 11

Frühlingslied 12

Ruh und Kühlung 13

Kaiser Maximilian 15

Prosaisches.

Waldhulde oder der Wolfsbrunnen 29

Aus dem Romane: 1812 75

Meyer's Universum.

Fest, keck, scharf in allen Zügen, die Augen trotzig im eigenen Lebensfeuer sprühend, bald in Blitzschlägen die eigene Gedankenwelt entladend, bald die Außenwelt unter der verschiedensten Beleuchtung betrachtend, weiß der Verfasser **seit fünfzehn Jahren** unter den **Gebildeten** aller Stände einen Leserkreis um sich zu versammeln, **so groß**, wie ihn kein Werk dieser Art jemals gehabt hat. **Meyer's Universum** hat jetzt **vierzehntausend** Abnehmer. Alle **Nachahmungen** hat es überdauert, allen Wechsel der Meinung hat es überstanden; keine Prüfung und keine Leiden der Zeit haben **sein** Publikum geschmälert.

Meyer's Universum, der **fünfzehnte** Jahrgang, erscheint in **dreiwöchentlichen** Lieferungen, von denen **zwölf** einen selbstständigen Band ausmachen. Jede Lieferung ist mit Stahlstichen geschmückt, über deren Vor-

trefflichkeit das kunstsinnige Publikum längst entschieden hat. Unsere Firma und der ehrenvolle Ruf, den unsere Kunstanstalt behauptet, bürgen für die ungeschmälerte Schönheit der Illustrationen.

Der **ganze Jahrgang** des Universums **kostet** im Abonnement

2 Thaler 24 Sgr. Kurant oder **4 Gulden 48 Kreuzer rhn.** (**in Oestreich 4 Gld. 48 Kr. Konv.-Mze.**).

Für ein so kostbar ausgestattetes Buch ist dies wenig. Es ist weniger, als der Jahrpreis der meisten Unterhaltungs-Journale, welche man liest, vergißt und selten des Aufhebens werth achtet. Wo aber **Meyer's Universum** in gebildeten Familienzirkeln Eingang gefunden hat, da wird es immer **ein Schatz für Unterhaltung und Belehrung** und für Geist und Gemüth eine Fundgrube der Erhebung bleiben.

Allen Abonnenten des XV. Bandes sagen wir folgende Praemie zu:

das berühmte historische Kunstblatt in Adlerformat:

Napoleon

mit seinen

Paladinen u. Feldherren

auf dem Schlachtfelde von Eylau.

Es ist nach dem

weltbekannten Gemälde des Horaz Vernet in der Versailler Gallerie

vom

PROFESSOR KININGER,

Mitgliede der Wiener Akademie 2c.,

gezeichnet und gestochen worden.

Dieses vortrefflich ausgeführte Bild — die letzte Platte des großen Meisters, — hat einen Kunstwerth, der den aller frühern Universum-Prämien um das Mehrfache übersteigt, und behält für seine Be-

sitzer beständig ein monumentales Interesse. Alle Figuren auf dieser bewunderten Tafel sind **Porträts** voller Wahrheit und Feuer, und beim Anblick dieser Heldenschaar wird das Wort lebendig:

„Große Kräfte verändern die Erde, große Menschen die Menschheit".

Dieses herrliche Kunstwerk wird beim Schluß des Bandes den Abonnenten ganz kostenfrei eingehändigt werden.

Hildburghausen, im December 1852.

Das Bibliographische Institut.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rellstab, Ludwig,

Anthologie aus den Werken von Ludwig Rellstab Mit Biographie

Hildburghausen [ca. 1870]
P.o.germ. 521 tu-225
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11014340-5